

Batschkaer Spuren



Ungarndeutsche Nachrichten aus Baje/Baja

Nr. 46
März 2017
Jahrgang 13



Schwabenball 2017 im Ungarndeutschen Bildungszentrum



Tanzgruppen im Ungarndeutschen Bildungszentrum



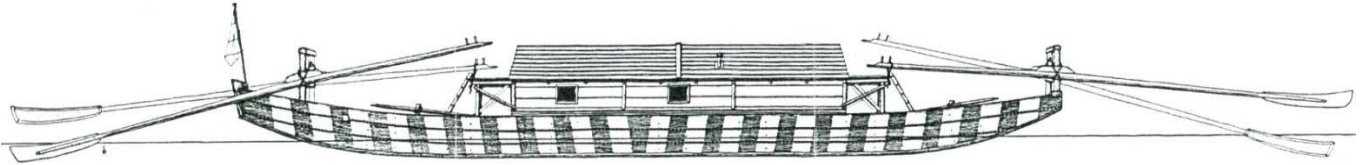


Ulmer Schachtel in Baja

Das Projekt

Ulmer Schachtel

an der Donau in Baja, in der Donaustraße



Die **Deutsche Selbstverwaltung Baja**, die **Stiftung für die Ungarndeutschen im Komitat Bács-Kiskun** und der **Deutsche Kulturverein Batschka** haben sich vorgenommen in Vereinbarung mit dem **Ungarndeutschen Bildungszentrum** in Baja eine Ulmer Schachtel in Originalgröße zu errichten.

Das Schiff soll **einem** dreifachen Zweck dienen:

1. Es soll ein **Denkmal** für unsere Ahnen darstellen, die überwiegend in dem 18. Jahrhundert mit solchen Schiffen aus süd- und mitteldeutschen Gebieten nach Ungarn gewandert sind und mit ihren Fachkenntnissen und ihrem Fleiß zum Wiederaufbau des Landes nach der Türkenzeit wesentlich beigetragen haben.
Es soll der kommenden Generationen auf ihre Herkunft hinweisen, aber gleichzeitig auch die Verbundenheit mit unserer engeren Heimat der Batschka zeigen.
2. Es soll eine **touristische Attraktion** in Baja bzw. im Komitat Bács-Kiskun sein, wo noch viele Ungarndeutsche leben, aber auch viele ausländische Gäste gerne einen Besuch abstatten. Da diese Ulmer Schachtel das einzige in Originalgröße gebaute Schiff im Land sein wird, erhoffen wir, dass es viele Interessenten nach Baja lockt.
3. Unser wichtigstes Ziel ist aber, dass dieses Schiff als ein besonderer **Lernort** in der eigenartigen Form eines Lehrpfades für **Unterrichtszwecke** dienen soll. Es soll beim Volkskundeunterricht den Schülern helfen die Geschichte und die Kultur der Ungarndeutschen besser zu verstehen. In der Hütte auf dem Deck des Schiffes können nämlich Schulklassen, Touristengruppen und Einzelbesucher empfangen werden, um mit ihnen gemeinsam Projekte durchführen bzw. Ausstellungen organisieren zu können.

Was ist eigentlich eine Ulmer Schachtel?

Die Ulmer Schachtel ist ein *kiellooses* Flussschiff, das als Symbol für die Auswanderung der Donauschwaben im 18. Jahrhundert betrachtet werden kann. Ihren Namen verdankt sie einem Abgeordneten im Stuttgarter Landtag, der diese in Ulm hergestellten Donauschiffe wegen ihres einfachen Aufbaus als Schachteln verspottete. In Ulm wurden sie übrigens „Ordinare“ genannt, das weist darauf hin, dass seit 1712 Schiffe von Ulm bis Wien „ordinari“ also „fahrplanmäßig“ gefahren sind.

Ihre Konstruktion war sehr zweckmäßig, da das Schiff nur zur einmaligen Fahrt flussabwärts genutzt wurde. Am Zielort angelangt wurden die Ulmer Schachteln vielfach als Nutzholz oder zur Weiterverwendung verkauft.

Mit ihrem flachen Boden konnten sie bis unmittelbar ans Ufer fahren. Charakteristisch für diese Schiffe sind die schrägen, *schwarz-weißen Streifen* auf dem Schiffsrumpf, die aber nach Henning Petershagen nicht die Markenzeichen der Stadt Ulm seien, sondern auf dem hellen Tannenholz der besseren Sichtbarkeit gedient hätten.

Typisch für ihre Bauweise war noch die so genannte „*Schopperfuge*“, die das Schiff gegen das eindringende Wasser abgedichtet hat. In die Fugen zwischen den Brettern der Außenwand und des Schiffbodens wurde nämlich langfaseriges Moos gestopft. Dieser Tätigkeit, die „*Schoppen*“ hieß, verdanken übrigens die Schiffsbauer in Ulm ihren Berufsnamen „Schopper“.

Die Größe und die Form der Ulmer Schachteln veränderten sich im Laufe der Zeit immer wieder. Sie erreichten eine Länge von 15-22 Metern und eine Breite von 3-5 Metern. Die Bordwand hatte eine Höhe von etwa ein Meter. In der Mitte befand sich eine größere Holzhütte, wo die Auswanderer bei Unwetter Schutz fanden. Das Schiff wurde auf seiner Reise donauabwärts mit Stangen bzw. Rudern, zwei am Bug und zwei am Heck, gesteuert.



Ort der Verwirklichung:

Das Ungarndeutsche Bildungszentrum sichert auf seinem Gelände den nötigen Platz.

Finanzierung:

Deutsche Selbstverwaltung Baja, Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen im Komitat Bács-Kiskun , Deutscher Kulturverein Batschka, Verband der Selbstverwaltungen im Komitat Bács-Kiskun, Deutsche Selbstverwaltung des Komitates Bács-Kiskun, Stiftung Ungarndeutsches Bildungszentrum, Bewerbungsgelder, Spenden

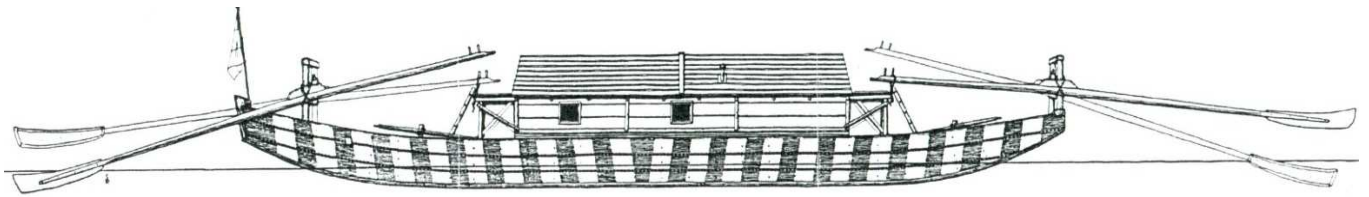
Betrieb: Durch die Kulturabteilung des Ungarndeutschen Bildungszentrums

Planung: 2016

Verwirklichung: 2017-2018

Beratung: Dr. Hennig Petershagen aus Ulm: „Kleine Geschichte der Ulmer Schachtel“, Ulm 2009

*Alfred Manz
Projektleiter „Ulmer Schachtel in Baja“*



Spendenaktion

Tragen auch Sie zum Bau einer **Ulmer Schachtel in Baja** bei, indem Sie eine *Flusskilometerkarte* kaufen.

Die Donaustrcke zwischen Ulm und Baja ist ca. 1100 km lang. Machen auch Sie bei dieser virtuellen Reise mit.

Eine *Flusskilometerkarte* für 1 km kostet 1000 Ft.

Flusskilometerkarten gibt es im Werte von 1.000, 5.000, 10.000 und 50.000 Ft. Sie können aber natürlich auch selbst bestimmen, für wie viel Kilometer Sie eine Karte kaufen wollen.

Egal, für welche Spendenhöhe Sie sich entscheiden, Sie leisten einen wichtigen und hochgeschätzten Beitrag zur Errichtung einer originalen Ulmer Schachtel in Baja.

Kontoinhaber: Bácskai Némekért Közalapítvány

Kontonummer: OTP 11732033-20003067

International: IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Bei **Verwendungszweck** bzw. **Vermerk** geben Sie bitte Ihren *Namen und Wohnort* bzw. „*Ulmer Schachtel in Baja*“ an.

Spenden können:

Privatpersonen, Unternehmen sowie sonstige Organisationen und Institutionen.

Ihr Name wird ins digitale **Spenderregister** des Projekts eingetragen.

Die Liste wird in „Batschkaer Spuren“ vierteljährlich veröffentlicht und später in der angefertigten Ulmer Schachtel ausgehängt.



In nachfolgender **Spenderliste** sind (in der Reihenfolge des Eingangs der Spenden) diejenigen Personen bzw. Institutionen aufgeführt, die das Projekt „Ulmer Schachtel in Baja“ durch den Kauf von „*Flusskilometerkarten*“ unterstützt haben:

Spenderliste 2016			
Alfred Manz und Dr. Monika Jäger-Manz	Baje/Baja	Frau Helga Nagy	Gara
Roland Manz und Evelin Andó	Budapest	Gizella Klocker	Waschkut/Vaskút
János Mannheim u. seine Frau		Wilhelm Busch u. seine Frau	Tschatali/Csátalja
György Rutterschmidt und seine Frau	Baje/Baja	Pozsgai Gyuláné	Waschkut/Vaskút
Arnold-Fuszenecker E. und Hermanutz T.	Nadwar/Nemesnádudvar	Sebastian Richter, Rosemarie Richter	Dietenheim/Dl.
Dr. Elisabeth Knab, Helmut Seiler	Raab/Győr	„In memoriam Dr. Béla Szende“ - Mária Szende, Sarolta Szende, Judit Király	Fünfkirchen/Pécs
Éva Huber	Baje/Baja	Prof. Dr. Michael Prosser-Schell	Freiburg/Dl.
Familie Josef Bakonyi	Baje/Baja	Zoltán Lajos Hosszu	Baje/Baja
Pécs-Vasas KOLPING CSALÁD EGYESÜLET	Pécs-Vasas	Erzsébet Papp-Harcos	Baje/Baja
Helga Schoblocher	Baje/Baja	Deutsche Selbstverwaltung 13. Bezirk Budapest	Budapest
Kris Ilona Walker	UBZ-Gastlehrer	Familie Wolfart	Budapest-Bonn
Karl Major	Auerbach/Dl.	Erzsébet Régáisz, István Sári	Baje/Baja
József Janity	Baje/Baja	„In memoriam Dr. Béla Szende“ - Edit Pribenszki	Fünfkirchen/Pécs
Dr. Hajnalka Balatoni	Baje/Baja	Deutsche Selbstverwaltung Császártöltés	Tschasatet/Császártöltés
Josef Striegl	Karcag	Ingrid Manz	Baje/Baja
Stephan Striegl	Baje/Baja	Edina Füstös-Schäffer	Baje/Baja
Mónika Manga-Beck und ihr Mann	Hajosch/Hajós	Németh Miklós Antalné	Almasch/Bácsalmás
Schuszter Istvánné	Tschasatet/Császártöltés	Zsanett Melcher	Nadwar/Nemesnádudvar
Dr. Gábor Petz	Baje/Baja	Krisztina Osztheimer	Baje/Baja
Erika Putterer-Kiss	Baje/Baja	Dr. Mária Emmert	Baje/Baja
Antal Putterer	Gara	Josef Emmert	Baje/Baja
Tamás Keller	Budapest	Cornelia Hobritz	UBZ-Gastlehrerin
Ferenc Farkas	Tschawal/Csávoly	Josef Manz und Dr. Adelheid Manz	Baje/Baja
Farkas Ferencné	Tschawal/Csávoly	Gerlinde Manz	Wien
Zoltán Farkas	Tschawal/Csávoly	Szandra Péter	Baje/Baja
Dr. Antal Zorn	Baje/Baja	Fatime Prohászka	Baje/Baja
Stefan Ihas	Mosbach/Dl.	Ramóna Böhm	UBZ-Schülerin
Tobias Meyer	Hasloch/Dl.	Erik Hasanovic	UBZ-Schüler
Kovács Andrásné und Fam.	Baje/Baja	Klaus und Elke Balster	UBZ-Gastlehrerin
Elsa Koch	Deutschland/früher: Kemend/Máriakéménd	Dr. Mátrai József	Katschmar/Katymár
Elisabeth Pollacher	Neckarshausen/Dl.	Péter Titl	Kiskőrös
In memoriam Josef u. Elisabeth Rogner geb. Pfeifer – Edit Pribenszki	Kemend/Grossbudmer – Fünfkirchen/Pécs	István Czokoly und Dr. Magdolna Molnár	Baje/Baja
Maria Altmann	Deutsche Botschaft/Bp.	Familie Heringes	Badeseck/Bátaszék
Terézia Szauder	Baje/Baja	Deutsche Nat. SV Miske	Miske
Helga Mayer	Baje/Baja	Éva Szabó	Budapest
Richard Mayer	Baje/Baja	Josef Baumhold	Bochum/Deutschland
Städtepartnerschaftsgesellschaft	Waiblingen/Dl.	Matthias Muth	UBZ-Gastlehrer
Gábor Kardos und Familie	Badeseck/Bátaszék	Eva Röckl	Tschatali/Csátalja
Leiter Istvánné	Waschkut/Vaskút	Josef Röckl	Willand/Villány
Hedwig Bachmann	Baje/Baja	Peter Schoblocher	Schwabmünchen/Dl.
Éva Krisztmann	Waschkut/Vaskút	Weltdachverband der Donauschwaben	Deutschland



István Strahl	Waschkut/Vaskút	Frau Maria Hornyák-Váradi	Baje/Baja
Josef Michaelis	Willand/Villány	Danube Books Verlag	Ulm/Dl.
István Strahl	Waschkut/Vaskút	Anna Czibulka	Budapest
Keszeics Marianna	Budapest	Maria Drüszler	Budapest
Zoltán Frank	Budapest	Aliz Munding	Hajosch/Hajós
Martin Frank	Budapest	Magdolna Munding	Hajosch/Hajós
Lilla Frank	Budapest	Ferenc Munding	Hajosch/Hajós
Izabella Frank	Budapest	Rita Munding	Hajosch/Hajós
Frau Julianna Gyenis-Faldum	Baje/Baja	Hajoscher Schwäbischer Chor	Hajosch/Hajós
Dr. Philipp Szettele	Baje/Baja	Barbara und Herbert Manz	Berlin
Windisch Jánosné	Baje/Baja	Rózsa und Richard Zöller	Mosbach/Dl.
Georg Merkl	Baje/Baja	Nádai Józsefné	Gara
János Pásztor	Katschmar/Katymár	Antal Farkas	Baje/Baja
Dorog Deutsche SV	Daurog/Dorog	UBZ-Kindergarten	Baje/Baja
Várgesztes Deutsche SV	Gestitz/Várgesztes	Szent-László-Bildungszentrum	Baje/Baja
Ildiko Osztheimer	Baje/Baja	Franz Michalis	Schomberg/Somberek
Zdravec Istvánné	Kiskunhalas	Dr. Zoltán Révfy	Baje/Baja
Máté Ágost Tremml-Kurcz	Mende	Ralph und Anna Fernbach	Mosbach/Dl.
Kunbaja Deutsche SV	Kunbai/Kunbaja	Frau Katalin Horváth-Hargitai	Baje/Baja
Hajos Deutsche SV	Hajosch/Hajós	PV-Vagyon GmbH	Baje/Baja
Spuren Kalender	Baje/Baja	Dr. János Szakmár u. seine Frau	
Peter Csorbai	Baje/Baja	Andreas Neidhardt	UBZ-Gastlehrer
Kinga Tímár-Ginder	Baje/Baja	Franz Flock	Ulm/früher Tschawal
Környe Deutsche SV	Kirne/Környe	Márta Müller	Budapest
Ulrich Fuchs	Winnender/Dl.	Maria und Szilárd Mikulás	Nagykovácsi
Enikő Hajós	Baje/Baja	Georg Bohner u. Ehefrau	
Connie Annarose Ritter	Wudersch/Budaörs	Franz Erdei	
Maria Ritter	Wudersch/Budaörs	Dr. Zoltán Maruzsa	Dunaharaszti/Baja
Gergely Ritter	Wudersch/Budaörs	Familie Litzinger	Baje/Baja
Mónika Ritter	Wudersch/Budaörs	Josef Müller	Baje/Baja
Orsolya Ritter	Wudersch/Budaörs	Friedrich Józsefné	Baje/Baja
Vera Ritter	Wudersch/Budaörs	Rosalia Schopper	Waschkut/Vaskút
Imre Ritter	Wudersch/Budaörs	Gisella Klocker	Baje/Baja
Császártöltés Deutsche SV	Tschasatet/Császártöltés	Ginder Antalné	Baje/Baja
Verband der Deutschen SV des Komitates Bács-Kiskun	Komitat Bács-Kiskun	Antal Tresz	
Ágnes Hauser	Wudersch/Budaörs	Andrea Knoll-Bakonyi	Nadwar/Nemesnádudvar
Franz Schneider	Dettenhausen/Dl.	Kovács Aladárné	Nagykovácsi
Marianne und Franz Leitmer	Bobingen/Dl.	Maria Erb	Budapest
Spenderliste 2017		Josef Handler	Mohatsch/Mohács
Gabriella Scherer	Baje/Baja	Edith Klingner	Tschatali/Csátalja
Kristian Kling	Baje/Baja	Stefan Hefner	Baje/Baja
Csikéria Deutsche SV	Tschikri/Csikéria	Frau Jusztina Nagy-Melcher	Nadwar/Nemesnádudvar
Peter Tamás und seine Frau	Baje/Baja	Georg Fischer	UBZ-Direktor
Tímár Mátyásné	Nadwar/Nemesnádudvar	Frau Jusztina Kovács-Rázkopf	Baje/Baja
Frau Julianna Gyenis-Faldum	Baje/Baja	Maria Schön	Hajosch/Hajós

Das Ergebnis der bisherigen Spendenaktion „Flusskilometerkarten“: 2.382.220 Ft (Stand:07.03.2017)

Weitere abrufbare Gelder, die zur Verfügung gestellt wurden (in Millionen):

Stiftung für die Ungarndeutschen im Komitat B-K: 3 M	Deutsche Selbstverwaltung des Komitates B-K: 1,5 M
Deutsche Selbstverwaltung Baja: 2 M	Batschka Deutscher Kulturverein: 2 M

Nadwar

Nadwarer Ungarndeutsche Traditionspflegende Volkstanzgruppe feierte Jubiläum

65 Jahre Dienst in der Pflege, Aufrechterhaltung und Weitergabe der ungarndeutschen Traditionen



Die Nadwarer Deutsche Selbstverwaltung, der Heimatverein und die Jugendtanzgruppe e.V. luden am 5. November 2016 zur Jubiläumsfeier der Traditionspflegenden Volkstanzgruppe und zum Ungarndeutschen Nationalitätentag ein.

Die Gruppe wurde Anfang der 1950-er Jahre unter den ersten ungarndeutschen Volkstanzgruppen gegründet. Seitdem nahmen fast 1000 Personen der Gemeinde an der Pflege der örtlichen Volkstanz- und Volksliedtraditionen teil. Die Gruppe erlangte mehrere schöne Anerkennungen, darunter unlängst zweimal die Qualifizierung „Ausgezeichnet“, mehrere goldene Qualifizierungen, den Nationalitätenpreis des Komitats und vor einigen Monaten – zum zweiten Mal – die Auszeichnung „Für die Gemeinde Nadwar“.

Das bunte Programm nahm um 16 Uhr den Anlauf, von Zsanett Melcher und Sándor Forgács in deutscher und ungarischer Sprache begleitet.

Am Anfang erklangen die ungarische Nationalhymne sowie die Hymne der Ungarndeutschen.

Dann begrüßten die örtlichen Kindergartenkinder das Publikum. Ihr ungarndeutsches Programm wurde von Maria Fekete und Krisztina Kovács zusammengestellt.

Die Gastgeber, Frau Elisabeth Heltai-Panyik, Vorsitzende der Deutschen Minderheitenselbstverwaltung und Herr dr. István Kovács, Bürgermeister der Gemeinde Nadwar eröffneten die Veranstaltung. Frau Heltai-Panyik bezeichnete die Tanzgruppe als ein unentbehrliches Element des kulturellen Lebens in Nadwar sowie deutete darauf hin, dass nicht wir die Traditionen erhalten, sondern die Traditionen uns erhalten.

Der Nadwarer Kinderchor, der beim diesjährigen Ungarndeutschen Kinder- und Jugendfestival des Komitats den Sonderpreis erlangte, sang unter der Leitung von Susanne Nagy einen Liederstrauß mit dem Titel „Handwerker“.

Josef Manz, Vorsitzender des Kulturausschusses der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen sowie Vorsitzender des Verbandes der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitats Bács-Kiskun betonte in seiner Begrüßungsrede, dass die Kultur das Leben der Ungarndeutschen in allen Lebenslagen begleitet hatte. Er wies darauf hin, dass die Sprache zur Kultur und zur Zukunft der Volksgruppe sehr wichtig ist.

Krisztina Facskó, Viertklässlerin der Grundschule trug ein Gedicht von Nikolaus Márnai-Mann in Nadwarer Mundart vor, mit dem Titel „Schwäbische Kinderreime“. Vorbereitet wurde sie von Eva Huber.

Die 2011 von Éva Krausz und András Török gegründete Nadwarer Kindertanzgruppe sichert den Nachwuchs für die Erwachsenentanzgruppe. Sie tanzten unter der musikalischen Begleitung von Josef Bachmann und Simon Kishegyi jun. die Choreografie „Patschtänze“ von Andrea Knoll-Bakonyi.

Sarolta Sándori, Sechstklässlerin erzählte eine Geschichte mit dem Titel „Zwei Nachbarsleute“. Mit dieser Erzählung erreichte sie auf Komitatsebene den ersten, auf Landesebene den 5. Platz. Vorbereitet wurde sie von Anna Bécsi.

Der Vergissmeinnicht-Chor sang einen deutschen Liederstrauß unter der Leitung von Gábor Szebelédi. Emil Jámbor, Sechstklässler, erzählte eine lustige Geschichte über die Wallfahrt nach Marjud. Vorbereitet wurde er von Anna Bécsi.

Die jubilierende Volkstanzgruppe präsentierte gemeinsam mit der Nachwuchsgruppe eine vom Gründer Simon Kishegyi vor 65 Jahren zusammengestellte Choreographie mit dem Titel „Gewerbetänze aus dem 18. Jahrhundert“. Auf Akkordeon begleiteten die Musiker des Ensembles die Tanzgruppe.

András Schauer aus der vierten Klasse erzählte eine Geschichte über eine Wette, mit der er den zweiten Platz beim Komitatswettbewerb erreichte. Vorbereitet wurde er von Anna Bécsi.

Eva Héra, Vorsitzende des Volkskunstverbandes Elemér Muharay, begrüßte die jubilierende Tanzgruppe und betonte die Wichtigkeit der Traditionspflege. Im Anschluss konnten die Zuschauer die bunte Tanzvorführung von den Solisten der Mitgliedsgruppen des Volkskunstverbandes und der Partnertanzgruppen miterleben. Die Mitwirkenden des Tanzblocks kamen aus Kalocsa, Homokmégy, Hajosch, Bogyiszló, Tschasartet, Gara, Hartau, Miske-Drágszél, Maratz und Érsekcsanád. Die musikalische Begleitung sicherten Josef Bachmann, Simon Kishegyi jun., Franz

Huber, László Wolfart, Máté Földesi, Péter Fazekas, Péter und Attila Vén.

Alíz Ruff, Viertklässlerin erzählte die Geschichte mit dem Titel "Ein Brief an mein Sohn". Damit erreichte sie den 1. Platz beim Komitatswettbewerb. Vorbereitet wurde sie von Susanne Nagy.



Die Nadwarer Traditionspflegende Volkstanzgruppe präsentierte zum Schluss des Programms eine von Simon Kishegyi jun. zusammengestellte Auswahl aus den Nadwarer Tänzen.

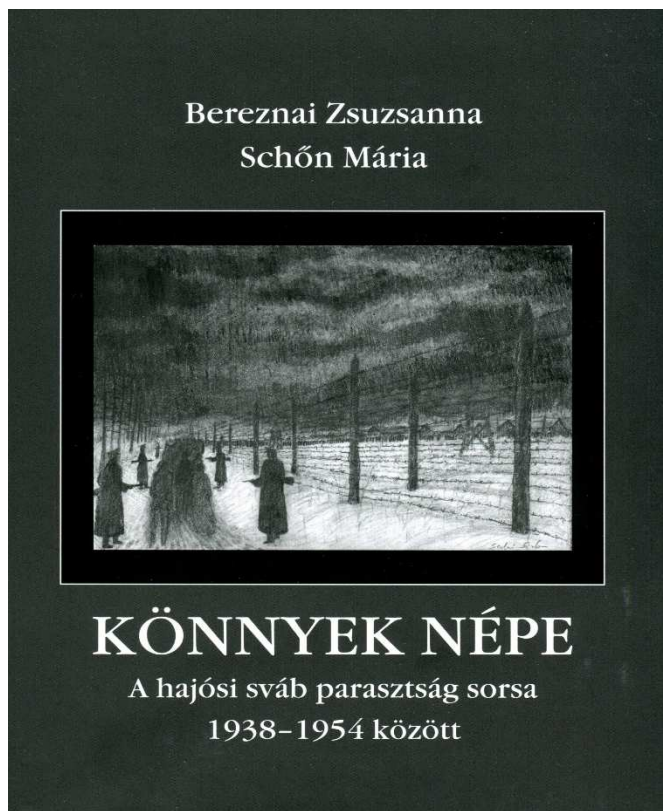
Die Tanzgruppe empfing die Glückwünsche der Gäste auf der Bühne. Simon Kishegyi jun., künstlerischer Leiter der Gruppe bedankte sich bei allen Mitwirkenden, die in den letzten Jahrzehnten für den Erhalt der Bräuche gearbeitet haben. Er äußerte den Wunsch, in naher Zukunft einer Muharay-Veranstaltung in Nadwar ein Zuhause bieten zu

können. Demzufolge wird im Frühjahr 2017 eine dreitägige Fortbildung mit ungarndeutschem Charakter in der Gemeinde stattfinden.



Elisabeth Heltai-Panyik invitierte die Zuschauer zur Besichtigung der Fotoausstellung über die vergangenen 65 Jahre. Sowohl Klein als auch Groß konnten sich in Nadwarer Tracht bei den Volkstrachtzeichnungen fotografieren lassen. Der Abend klang mit einem fröhlichen Beisammensein an den mit Rosmarin verzierten festlich gedeckten Tischen aus. Wir bedanken uns beim Fondverwalter für Humane Ressourcen für die finanzielle Unterstützung der Jubiläumsfeier (NEMZ-KUL-16-1174), sowie bei allen Helfern und Förderern, die zum Gelingen des Programms beigetragen haben.

-baumgartner-



Am 24. 02. 2017 wurde im Hajoscher Schloss unter feierlichen Umständen das neueste Buch der bekannten Autorinnen

Maria Schön und Zsuzsanna Bereznai

mit dem Titel

„Könnyek népe

A hajósi sváb parasztság sorsa 1938-1954 között“

(Das Volk der Tränen

Das Schicksal der Hajoscher Bauern

zwischen 1938-1945)

präsentiert.

Das Buch kann bei der Hajoscher Selbstverwaltung für 2.500 Ft gekauft werden.

Deutscher Kulturverein Batschka

Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschka: Zwei Millionen Forint zur Errichtung einer Ulmer Schachtel

Am 17. Februar 2017 wurde die Vollversammlung in der Aula vom Ungarndeutschen Bildungszentrum veranstaltet. Nach der Registration der zahlreichen Mitglieder stellte Vorsitzender Hans Glasenhardt die Beschlussfähigkeit fest. Die Zusammenkunft begann mit der Ungarndeutschen Hymne und danach gedachten wir der verstorbenen Mitglieder und Freunde mit einer Schweigeminute.



Unsere Aktivitäten reichen von der Organisation von geselligen Zusammenkünften, über Tagesausflüge, Gedenkfeier, spannende Vorträge und Auslandsausflüge (Eisernes Tor und Siebenbürgen). Im Rahmen des Gedenkjahres der Verschleppten und Vertriebenen wurde die Waggonausstellung in Baja mit einer Gedenkfeier empfangen und die Mitglieder des Vereins sorgten an den Wochenenden für die Betreuung der Gäste.



Der Ertrag aus den 1% Überweisungen vom Steuerbetrag soll in der Zukunft erhöht werden. Man bat alle Teilnehmer um Werbetätigkeit in der Verwandtschaft und Bekanntenkreis, damit diese Einnahmequelle erhöht werden kann.

Alfred Manz und Peter Csorbai stellten das Projekt zur Errichtung einer Ulmer Schachtel auf dem Gelände des Ungarndeutschen Bildungszentrums vor. Die begeisterten Mitglieder unseres Vereins beschlossen einstimmig die Unterstützung des Vorhabens mit 2.000.000 Forint. Ein Tagesausflug nach Eszék\Essegg\Osijek wird am 22. April

mit Fremdenführung den Reiselustigen angeboten. Neben den traditionellen Programmen organisieren wir einen viertägigen Ausflug in die Zips (Slowakei): 10-14. Juli 2017. Neben der wunderschönen Landschaft und den Baudenkmälern kann auch die Geschichte der Zipser Sachsen kennen gelernt werden. Das gemeinsame Radeln wurde auch ins offizielle Programm aufgenommen: 20. Mai 2017 nach Schomberg.

Die Anwesenden beschlossen die Anfertigung von T-Shirts mit dem Komitatswappen der Ungarndeutschen und der deutschen Bezeichnung des Vereins.

Hans Glasenhardt bedankte sich bei allen Teilnehmern für ihre Arbeit und aktive Teilnahme an der Vorbereitung und Durchführung der Programme.



Der Vollversammlung folgte ein gemeinsames Abendbrot im Speisesaal, wo die Teilnehmer mit einer Schlachterplatte, Salzkartoffeln und gedünstetem Kraut bewirtet worden sind. Der Durst konnte mit würzigem Glühwein und feinem Früchtetee gestillt werden.

Der Vorstand

Ungarndeutsches Bildungszentrum*Schwaben-Baby im UBZ-Ball*

Am 4. Februar 2017 wurde im Ungarndeutschen Bildungszentrum der Schwabenball im Zeichen der Traditionspflege und -Weitergabe, der Freundschaft und der guten Laune gefeiert. Wie auch der Schirmherr der Veranstaltung Dr. Zoltán Maruzsa, Vorsitzender des Bildungsamtes betonte, sei es immer ein gutes Gefühl zum Schwabenball nach Baja zu kommen, für ihn als ehemaligen

Schüler der Institution, aber auch für die anderen Gäste. Die Schütz-Kapelle sei der Garant für die gute Musik und die Schülerinnen und Schüler des UBZ für das



niveauvolle Eröffnungsprogramm. Und so war es auch. Der Ball wurde von der Volkstanzgruppe des UBZ eröffnet, die ca. 100 Mitglieder zählt. In ihr sind alle Altersgruppen

vertreten, von einem Gründungsmitglied der ersten schulischen Jugendtanzgruppe, Stefan Striegl (Abiturjahr 1961), bis hin zum jüngsten Tänzer Soma Forgács (7 Monate), der schon beim Schwabenball 2016 – damals noch im Bauch seiner Mutter Zsanett Melcher - die Polkaschritte übte. Die Tanzgruppe stellte in den letzten Jahren Momente und Gestalten vom Leben der Ungarndeutschen auf die Bühne: die schwäbische Hochzeit, den Maibaumtanz, die Wetterhexen und die Arbeit der fleißigen Schwaben. Die Choreographie 2017 trug den Titel: „Die verliebten Schwaben – von der Wiege bis zum Grab“. Durch Kinderspiele, Walzer und Polkas aus der Branau und der Batschka wollte man zeigen, dass die Liebe auch die Schwaben ihr ganzes Leben lang begleitet, von der Wiege bis zur Bahre. Die Teilchoreographien der Tanzgruppen haben ihre Leiterinnen Barbara Bergmann-Kovács, Mónika Lakner-Pongó, Ágnes Tokay- Márton, Enikő Hajós und Zsanett Melcher zusammengestellt, die Gesamtübersicht hatte Theresia Szauter und für die musikalischen Ideen bzw. die Begleitung sorgte Josef Emmert. Und wie im Eröffnungsprogramm, so hieß es dann im UBZ-Ball bis in die frühen Morgenstunden: „Komm mein Schatz und tanz‘ mit mir...“

T. Szauter

Fotos: Ildikó Kiss



Theresia Szauter, Direktorin, und Dr. Zoltán Maruzsa, Vorsitzender des Bildungsamtes, eröffneten den Ball.

Kinderlandverschickung

KLV-Kinderlandverschickung 1942 – Die Ungarn-Fahrer

Durch die freundliche Vermittlung der UBZ-Schülerin Eszter Pálmai ist der Bericht des 88-jährigen Hermann Silgmann aus Germering/Deutschland über die Kinderlandverschickung in der Batschka 1942 in die Redaktion unseres Blattes geraten. Herr Silgmann erinnert sich noch sehr genau an die Geschehnisse vor 76 Jahren und gab seine Zustimmung zur Veröffentlichung seiner damaligen Erlebnisse.

Heute ist es kaum zu glauben, aber im Mai 1942, mitten im Krieg, fuhren ca. 100 13-14-jährige Jungen aus Gütersloh und Umgebung für ein halbes Jahr nach Sivac in die Batschka im damaligen Südungarn. Heute heißt das Gebiet Vojvodina und gehört zu Serbien, ca. 80-90 km nördlich von Belgrad. „Kinderlandverschickung“ oder KLV nannte man das damals. Natürlich freiwillig, wer mochte und ein wenig Mut und schon erste Anzeichen von Abenteuerlust hatte, meldete sich mit einer Unterschrift der Eltern an. Ich war dabei.

Wir sollten aus den bombenbedrohten Gebieten Deutschlands für eine geraume Zeit in Sicherheit gebracht werden. Es wurde von Mai bis Oktober 1942, ein unvergessliches, großes Jugenderlebnis.

Mit dem Zug ging die Fahrt zunächst bis Passau. Wir schliefen oder träumten in der Nacht in den engen Bahnabteilen über oder unter einander liegend. Auf manchen Bahnhöfen gab es mal eine Schüssel Eintopf oder ein Marmeladenbrot. In der Nibelungenhalle in Passau schliefen wir hundemüde, nachts auf Stroh. An zwei Tagen wurden wir im Strümpfestopfen, Knöpfe-Annähen und ganz explizit in der Körperhygiene von Passauer Frauen eingewiesen.

Am Donau-Kai in Passau hatte der große Rad-Dampfer „Johann Strauß“ für uns fest gemacht. Die Fahrt ging über Wien und Pressburg, das wir oben am Berg liegen sahen, nach Budapest. Ich betrachtete stundenlang das Stampfen und Fauchen der riesigen Dampfmaschine, nicht ahnend, dass ich im letzten Leistung-Dezennium meines Lebens uralte Schiffsdampfmaschinen im Deutschen Museum in Betrieb vorführen würde.

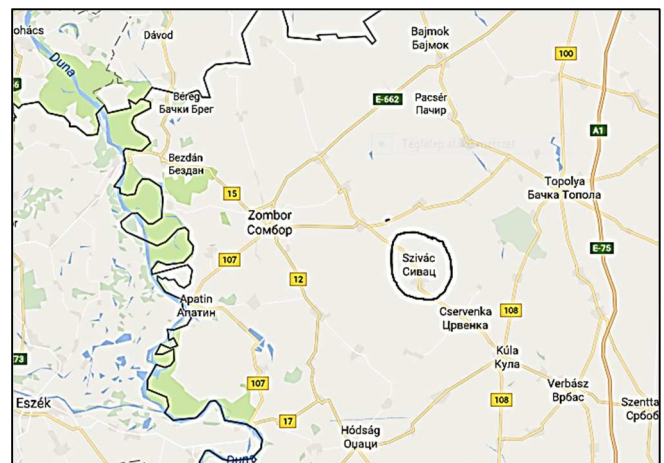
Unter der Kettenbrücke in Budapest machte der Dampfer eine Wende von 180 Grad. Die Schiffs-Sirenen heulten dreimal lang über den Fluss und durch die schöne Stadt. Am riesigen Parlament stiegen wir aus und wurden von Baldur von Schirach, der damals Stadthalter in Wien war, begrüßt. Er ermahnte uns in den folgenden 6 Monaten zu anständigem und immer hilfsbereitem Verhalten. Wir seien in Ungarn die Vertreter Deutschlands. Mir lief es kalt über den Rücken. Natürlich nahm ich alles sehr ernst und wörtlich. Noch am selben Abend marschierten wir durch das noch hell erleuchtete Budapest zum Ostbahnhof. In den Schaufenstern der reich bestückten Geschäfte wurden Bananen, Apfelsinen und Schokolade angepriesen, die wir daheim in Deutschland schon lange nicht mehr kannten. Unsere Augen wurden groß und größer.

Dann das erste Wunder, jeder von uns bekam als Reiseverpflegung eine große Tüte mit den zu Hause längst vermissten Köstlichkeiten, wie Schinkensammel, Obst, Schokolade, Südfrüchte und richtig süße Kekse. Eine große Teekanne stand in der Mitte der engen Abteile. Der Krieg war vergessen, so einfach hinter uns gelassen.

Das alles war schon ein Erlebnis für sich doch erst dann die Nachtfahrt mit dem Zug durch die weite ungarische Puszta in die Batschka.

Der Zug klapperte und ratterte durch die Puszta. Die ersten Ziehbrunnen und Pferdeherden in der weiten Ebene tauchten in der Morgenfrühe in der Ferne auf.

Wir waren glücklich und spannungsgeladen, weil wir meinten, in ein Paradies zu fahren. Kein Fliegeralarm mehr. Keine Bonbennächte.



Es wurde wahr, das Paradies empfing uns im Ort Sivac, mitten in der Batschka, schon am Bahnhof. Mit einer kleinen Blaskapelle und vielen, vielen freundlichen volksdeutschen Donauschwaben, die nun unsere Gasteltern wurden, empfing man die „Buben aus dem Reich“. So respektvoll nannte man damals das ferne Deutschland. Sechs Monate durften wir unter Volksdeutschen, Ungarn, Serben, Zigeunern und Juden in einem naturintakten Land mit Maulbeerbäumen und „artesischen Brunnen“ sowie unsagbar vielen unvergesslichen Erlebnissen verbringen. Wir wurden aufgenommen wie eigene Kinder.

Vor unseren staunenden Augen spielte sich allmorgendlich das grandiose Schauspiel einer intakten Dorfkultur ab, das Drama des alltäglichen Lebens. Es sind jene wunderbaren Augenblicke des frühen Morgens, wenn die Sonne über den niederen Dächern der gedruckten Bauernhäuser aufgeht und die Hoftore der eng nebeneinander liegenden Bauernhöfe sich öffnen und Schweine, Rindviecher und massenweise Gänse,



in der Freiheit des Tages in die Wiesen zu entlassen. Frühmorgens um 5 Uhr hörten wir den Schweinehirten auf seinem Hort blasen. Ca. 500 Schweine drängten sich, Bauch an Bauch über die sandige Hauptstraße in die Wiesen mit ihrem Hüter. Um 6 Uhr ertönte ein wildes Geschnatter. Auf dem Markt versammelten sich hunderte von Gänsen. Einige Leitgänse nahmen Anlauf und erhoben sich schreiend in die Luft. Die übrige Meute folgte zum Flug in die fernen Weiden. Um 7 Uhr nach dem Melken rief das Horn des Rindhirten alle Rindviecher auf den gleichen Weg zu ihren Tagesweiden. Ich weiß nicht mehr, ob es 300 oder 500 rotbraune und schwarzweiße Milchkühe waren, die das gemächlichen Schrittes mit ihren Kälbern hinter ihrem Kuhhirten mit seinen zotteligen Hunden einher stampften. Der Viehgeruch lag mit dem Straßenstaub vermischt, noch einige Zeit über dem Ort Sivac, man meint, beides hätte sich mit den wärmenden Sonnenstrahlen vermischt.

Jetzt kümmern sich die Dorfbewohner um ihr Tagesgeschäft. Die Ställe werden gesäubert.

Der Mist wird gehäuft. Die Häuser werden geweißelt und geputzt. Unsere Mithilfe ist erwünscht und macht Spaß. Auf dem Rücken der Pferde ohne Sattel reiben wir uns unsere nackten Oberschenkel beim Reiten schmerzhaft auf. Der Wasservorrat in den Häusern, für Mensch und Tier wurde täglich von den „artesischen Brunnen“ in Eimern und Kannen herbeigeschafft. Das Wasser aus den „artesischen Brunnen“ aus 500 m Tiefe schmeckte ein wenig nach faulen Eiern. Wasserleitungen und ein Kanalsystem im Dorf gab es nicht.

Am Abend folgte das für uns zunächst unfassbare Schauspiel. Am Spätnachmittag, in dem bei schon länger werdenden Schatten die Tageshitze nachzulassen beginnt und ein allererster Hauch als Vorbote der Abendbrise die Luft bewegt, öffnen sich die Hof Tore wieder. Das Horn des Kuhhirten kündigt zuerst die Rückkehr der Rindvieher an. Die Herde stampft zielstrebig die Hauptstraße entlang. Jede Kuh findet ohne Hilfe ihren Stall und drängt sich zum Melken. Auch die Schweine streben grunzelnd, ohne jegliche Einweisung in ihren Stall. Das schönste Bild war die abendliche Landung der Gänse auf dem Marktplatz, bevor auch sie laut schnatternd ganz selbstverständlich in ihre eigene Behausung zurückkehrten, um dort mit „Kukuruz“ (Mais) belohnt zu werden.

Alle Kot-Rückstände der Schweine, Kühe und Gänse auf den Straßen und Plätzen sammelte man mit Schaufel und Eimer als Dünger für Garten und Felder ein.

Am Abend wurden die staubigen Straßen mit einem dünnen Wasserstrahl gespritzt. Wir saßen mit unseren Gasteltern, ihren Verwandten und Nachbarn, mit Deutschen, Ungarn, Serben und Juden auf einfachen Holzbänken vor den Häusern. Viele Fragen über unsere Heimat, über Deutschland und über unser Leben dort galt es zu beantworten.

Manchmal am Abend um 22 Uhr dürfen wir im Radio, vom nahen Soldatensender Belgrad „Lilli Marlen“ hören. Als dazu noch aus einem nahen ungarischen Tschardasch Zigeuner-

Musik erklingt, muss ich doch mit einer verdrückten Träne an meine Heimatstadt Gütersloh denken.

Wir waren auf dem Balkan, in einer anderen Welt, in der wir lebten. Ein unvergessliches Abenteuer mit 13 oder 14 Jahren. Das selbstgebackene Brot wurde mit „Bäckmess“ (Maulbeermarmelade) bestrichen oder mit Speck belegt. Täglich wurden Mohnstrudel oder Topfenstrudel gebacken. Wasser- und Zuckermelonen waren reichlich auf dem Speisezettel.

Wir wurden umsorgt und gepflegt von sehr freundlichen Gasteltern. Wie gesagt, wie im Paradies.

Bei der Kirchweih im Dorf hatte ein Kettenkarussell Position bezogen. Ohne Starkstrom waren jedoch die erforderlichen schwungvollen Drehungen nur mit Menschenkraft zu bewerkstelligen. Oben in die zweite Etage des insgesamt wackeligen Bauwerks führte eine Leiter auf eine Bretterplattform zu einem doppelten Drehkreuz, das mit einer senkrechten starken Baum-Achse verbunden war. Wir Jungen, vereint mit Mädchen, das machte am meisten Spaß, bekamen für 20 Drehungen eine Freifahrt in den brüchigen Sesseln an den knirschenden Ketten des Karussells hängend und jubelnd. Eine Drehorgel erklang zur rauschenden Fahrt.

Ja, in die Schule mussten wir natürlich auch, obwohl wir wegen unendlich vielen kleinen und großen Abenteuer wenig Sinn dafür hatten. Oft standen wir Ungarnfahrer in einer Reihe angetreten, um unsere Taschentücher und Fingernägel unserem Lagermannschaftsführer Gisbert Ashoff vorzuzeigen. Das war ein Völkergemisch in der Dorfschule. Schwäbisch-Deutsch, Ungarisch und Serbokroatisch waren die Sprachen. Auch mit unseren jüdischen Nachbarn hatten wir ein gutes Verhältnis. An die Schulpausen erinnere ich mich gern. Wir spielten Fußball, und Schwammen im Maria-Theresia-Kanal. Die Serben waren uns in diesen Fächern überlegen. Aus 10 m Höhe sprangen schon die Kleinsten ohne Hemmungen von der Kanalbrücke.

Im Oktober 1942 wurde es spannend. Die Rückreise stand an. Wir freuten uns auf zu Hause. Bepackt mit vielen Köstlichkeiten der ungarisch-deutschen Küche, wie Paprikasch, Maulbeermarmelade, Mohnstrudel und sogar eine gebackene Ente fuhren wir zurück mit der Bahn wieder durch die Puszta, über Kiskunhalas nach Budapest. Der Donaudampfer „Johann Strauß“ wurde wieder für einige Tage unsere Heimat. Gegen den Strom ächzten die Maschinen mit ihren großen seitlichen Wasserrädern Passau entgegen.

In Gütersloh wurde große Stimmung gemacht. Die Ungarnfahrer sind wieder da, hieß es überall. Nicht ohne Stolz hörten wir die Begrüßungsansprache des Schuldirektors. Wir alle waren an den mannigfachen Aufgaben und Erlebnissen in Ungarn, ohne Eltern, weit von der Heimat, gereift für unser weiteres Leben.

*Hermann Silgmann
Germering/Deutschland*

Apatin: eine Arche für die Kultur der Donauschwaben

10. April 2016 von Ralph Menz



Boris Mašić baut in Apatin das Kirchenmuseum auf. Er sammelt und rettet so die letzten materiellen Zeugnisse der Kultur der Donauschwaben in der Batschka.

Die Kultur der Donauschwaben in der Vojvodina wird untergehen. Darin ist sich Boris Mašić sicher. Doch er will retten, was noch zu retten ist. Mit seinem Kirchenmuseum in Apatin schafft er eine Arche, damit Kultur und Erinnerungen nicht ganz verschwinden.

Boris ist ein Getriebener. Sein Gegner ist die Zeit. Die Zeit, die vergessen und verschwinden lässt.

Es sind die Zeugnisse seiner Vergangenheit und die Geschichte seiner Ahnen, der Donauschwaben in der Vojvodina, die verschwinden. Tag für Tag. Das will er nicht zulassen. Noch nicht. Darum kämpft er. Rastlos.

Boris ist Deutsch-Lehrer und lebt in Apatin an der Donau. Seine Kinder sind die 13. Generation, seitdem seine Vorfahren einst in Apatin ankamen und dort siedelten. Noch immer wohnen sie im selben Haus.

Damals wurden von der Habsburger Kaiserin Maria Theresia nach dem Türkenkrieg viele Dörfer in der Region wiederbesiedelt. Apatin wurde das pulsierende Herz der donauschwäbischen Siedlungsgebiete. Doch davon ist heute

kaum noch etwas zu sehen. Die Spuren, die es noch gibt, trägt Boris in der Herz-Jesu-Kirche, einer von zwei katholischen Kirchen in Apatin, zusammen.

Ein kleines Holzkreuz aus dem Internierungslager

Es sind ganze Bibliotheken und Archive, persönliche Dokumente wichtiger Persönlichkeiten und Relikte aus den zerstörten Kirchen der Donauschwaben, die Boris sammelt. „Ich muss retten, was noch zu retten ist. Morgen ist es vielleicht schon zu spät“, sagt er. Viele Dokumente seien auch für die deutsche Geschichte bedeutsam.

Bücher aus mehreren Jahrhunderten hat Boris Mašić in Apatin gesichert. Oft ist er überrascht, welches naturwissenschaftliche und medizinische Wissen die Kirchenleute hatten.

Rund 60.000 Bücher hat er schon zusammengetragen. Viele noch unsortiert. Etliche vom Schimmel befallen. Sie erzählen ebenso die Geschichte von der Blütezeit der Donauschwaben in der Region wie die vielen Relikte aus den Kirchen.

Vor dem Ersten Weltkrieg lebten in der Vojvodina rund 500.000 Donauschwaben. Heute sind es noch rund 4000. Der Niedergang begann nach dem Zweiten Weltkrieg, als Titos Partisanen sich für die Zusammenarbeit von Donau-

Deutschen mit Hitlers Wehrmacht und die Besatzung rächten. Hunderttausende wurden in Lager interniert, vertrieben oder umgebracht.

Aus dieser Zeit stammt auch ein kleines geschnitztes Holzkreuz, das Boris aufbewahrt. Gefertigt hat es ein 14-jähriger Junge im Internierungslager Gakovo bei Sombor. Es trägt die Inschrift „Mein Herr und mein Gott“. Boris: „Es ist eine Seltenheit, dass aus den Lagern noch etwas vorhanden ist. Das Kreuz ist geblieben. Der Junge ist gestorben und im Massengrab beigesetzt.“

Der Schock: die brennende Kirche von Sentiwan

Doch der tagtägliche Verlust an Kulturgut halte bis heute an, sagt Boris. Darum ist er auch fast jeden Tag unterwegs, um Dokumente und Kirchenrelikte zu retten.

Nachdem Boris das Licht angeknipst hat, gehen wir in der Herz-Jesu-Kirche hinauf auf die Emporen. Dort stellt er seine Fundstücke aus: Bücher, Protokolle, Zeichnungen, Skizzen, Kirchengewänder und Figuren aus den zerstörten Kirchen der Region finden sich dort. Auch Teile von Altären oder Kanzeln erinnern an längst vergangene Bauwerke.



Dieser Sekretär und rund 400 Bücher stammen aus dem 18. Jahrhundert und gehörten einem Apatiner Pfarrer.

Immer wieder erzählt er von der katholischen Kirche in Sentiwan, heute Prigrevica, rund vier Kilometer von Apatin entfernt. Die prachtvolle Barockkirche von 1763 sei während des Krieges mit Kroatien 1991 von serbischen Paramilitärs geplündert und angezündet worden.

„Damals herrschte hier Anarchie – obwohl in Serbien kein Krieg war. Ich bin in die brennende Kirche hineingelaufen und habe noch herausgeholt was ging“, berichtet er von diesem dramatischen Ereignis. Einige Figuren und eine Pietà vom Hauptaltar sind so bewahrt worden. Das Erlebnis vor 25 Jahren war ein riesiger Schock für ihn und gleichzeitig die Initialzündung für seine Arbeit.

Und es war nicht die einzige Kirche, die so zerstört wurde. Auch die katholische Kirche in Kolut bei Sombor ereilte das gleiche Schicksal. Dort hat er barocke Teile der Kanzel gerettet. Boris: „63 deutsche Kirchen sind in der Vojvodina seit dem Zweiten Weltkrieg zerstört worden. Nur 23 sind geblieben. Davon 13 Ruinen.“



Barocke Kanzelteile, die Boris Mašić aus Kirchenruinen gerettet hat.

Doch die Zerstörung halte noch an. „Heute ist es nicht mehr ausschließlich physische Zerstörung, sondern Gleichgültigkeit und kulturelles Desinteresse sowie Armut, die dafür sorgen, dass die letzten materiellen Reste deutscher Kultur zu verschwinden drohen“, erklärt Boris.

Dazu, so Boris, trage leider auch die Kirche selbst bei. Nicht selten komme es vor, dass Pfarrer Kunstwerke verkaufen. Und die Kirche als Organisation sei kaum noch in der Lage etwas für den Erhalt zu tun. Die katholische Kirche sei zersplittert, die evangelische existiere kaum noch. „Wenn ich es nicht mache, dann ist alles verloren.“

Pfarrer in Apatin leistet den Nazis Widerstand

Unterstützt wird Boris in seiner Arbeit vom deutschen Pfarrer Jakob Pfeifer in Apatin. Von Institutionen und Stiftungen aus Deutschland erhält er ab und an mal einen kleinen Zuschuss. Zum Beispiel, um das alte Pfarrhaus der Kirche in Apatin zu renovieren. Zwischenzeitlich war es einmal eine Entzugsklinik. Jetzt wird es eine Bibliothek und ein Gedenkort.

Ein gekreuzigter Jesus. Mit Einschusslöchern. Plünderer haben ihn wohl liegengelassen oder verloren.

Auch an den deutschen Pfarrer Adam Berenz möchte Boris hier erinnern. Er stellte sich im Zweiten Weltkrieg mit der kirchlichen Wochenzeitung „Die Donau“ gegen die Nazis und wurde schließlich in den Räumen des Pfarrhauses verhaftet und anschließend verbannt (siehe Video unten). Der „Deutsche Verein Adam Berenz“ hält die Erinnerung an den Geistlichen wach und trägt und unterstützt die Arbeit von Boris Mašić.

Gegenüber der Kirche und dem Pfarrhaus liegt der einzige in der Vojvodina erhaltene deutsche Friedhof. Neben der bemerkenswerten Friedhofsarchitektur finden sich dort auch zwei Familienkapellen: die Kapelle der Familie Hermannsdorf und die Kapelle der wohlhabenden donauschwäbischen Familie Fernbach von Apatin. Alle anderen Friedhofskapellen bekannter Familien in der Vojvodina sind vollständig ausgeplündert und zerstört worden. Neben den Donauschwaben werden auf dem Friedhof heute auch Angehörige der Roma-Minderheit beigesetzt.



Geschichtsdaten sprudeln nur so aus ihm heraus

Trotz der deprimierenden Situation und der geringen Hoffnung auf Besserung mache ihm die Arbeit Spaß, sagt Boris. Fast täglich sei er unterwegs oder mit Büchern und Dokumenten beschäftigt.

Boris taucht dann ein in eine Zeit, als die Region noch wohlhabend und Apatin eine bedeutende Stadt war. Wenn er Bücher und Dokumente liest, dann wird für ihn die glanzvolle Zeit der Donauschwaben in der Vojvodina wieder lebendig.

Diese Zeit wird allerdings nicht zurückkommen, das weiß er. „Wenn meine heute 94-jährige Großmutter einmal stirbt, dann gibt es die Generation, die in der deutschen Zeit gelebt hat, nicht mehr. Die donauschwäbische Zivilisation ist hier dann ausgelöscht.“

Die Zeugnisse der Donauschwaben: Boris Mašić sammelt und archiviert die Nachlässe.

Durch seine Arbeit ist Boris ein wandelndes Geschichtsllexikon geworden. Namen, Orte und Geschichtsdaten sprudeln nur so aus ihm heraus. Fast täglich kommen daher Anfragen von Nachkommen der Donauschwaben aus aller Welt, die Spuren und Informationen ihrer Vorfahren suchen.

Auch mit Historikern in Deutschland arbeitet Boris zusammen. Er hofft, dass das zusammengetragene Erbe der Donauschwaben mal in eine Institution überführt wird, die es dauerhaft katalogisiert und bewahrt.

Wie ein Zeichen für die Lage der donauschwäbischen Kultur steht die katholische Herz-Jesu-Kirche in Apatin derzeit nur mit einer Turmspitze im Ort: „Vor zwei Jahren hat der Blitz eingeschlagen und das Turmdach ist abgebrannt. Gott sei Dank ist der Kirche nicht mehr passiert, aber uns fehlt das Geld zum Wiederaufbau – 30.000 Euro wären nötig.“

Auch die Kirche selbst ist eine Besonderheit: Vom Wiener Architekten Bruno Buchwieser 1931 gebaut und 1933 eingeweiht ist sie nie fertig geworden. Der Innenraum ist lediglich verputzt. Es fehlen Bemalung, Altar, Kanzel, Orgel und Glocken. Einmal im Monat wird hier noch ein Gottesdienst gehalten.

Heute hat die Kirche eine zusätzliche Funktion bekommen: Sie ist das Refugium, die Arche, in der die Reste der

donauschwäbischen Kirchenkultur aus der Batschka eine neue Bleibe finden.

Eine Seltenheit: Die Herz-Jesu-Kirche von Apatin ist unvollendet. Es fehlen Bemalung, Altar, Kanzel, Orgel und Glocken. Dennoch werden Gottesdienste gehalten. Seit einem Jahr dient sie zudem als Museum.

Mit der abgeschlossenen Restaurierung der Friedhofskapelle, der Instandsetzung des Friedhofs, der Renovierung der Herz-Jesu-Kirche und des Pfarrhauses sowie der Eröffnung des donauschwäbischen Kirchenmuseums wird wieder sichtbar, welche prägende Rolle die Donauschwaben einst wirtschaftlich und kulturell in Apatin und der Region spielten.

Liegt in der Erinnerung auch ein Stück Zukunft?

Apatin war nach dem Ersten Weltkrieg geistiges Zentrum des deutschen Katholizismus im neu entstandenen Königreich Jugoslawien. In der Region hat auch die Familie des früheren Erzbischofs von Freiburg und Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch, ihre Wurzeln. Zollitsch wurde 1938 in Filipowa, dem heutigen Bački Gračac, nahe Apatin geboren. Der sechsjährige Zollitsch, seine Großmutter und drei Cousins wurden 1944 in das Lager Gakovo gebracht. 1946 floh die donauschwäbische Familie Zollitsch nach Deutschland.

Boris hofft, dass der Komplex aus Kirche, Pfarrhaus, Friedhof und Kapellen unter staatlichen Denkmalschutz gestellt und so weiter bewahrt wird. Denn die Kultur der Donauschwaben wird definitiv aus diesem Teil Europas verschwinden.

Apatin ist aber dank seiner reichen Vergangenheit und der unermüdlichen Arbeit von Boris Masić die wichtigste Anlaufstelle für alle, die etwas über die donauschwäbische Kultur in der Vojvodina erfahren wollen. Vielleicht liegt darin auch ein Stück touristische Zukunft.



Gegenüber der Kirche und dem Pfarrhaus liegt der einzige in der Vojvodina erhaltene deutsche Friedhof.

Link-Tipps:

Die Facebook-Seite des Donauschwäbischen Kirchenmuseums Apatin mit Beiträgen in serbischer und deutscher Sprache

Hajosch/Hajós***Gedenktag und Nationalitätentag in Hajosch***

Auch in diesem Jahr hat die Deutsche Selbstverwaltung von Hajosch den Gedenktag der Vertreibung und den Nationalitätentag an einem Tag gehalten. Am Denkmal wurden Kerzen angezündet, und während der Schwäbische Traditions pflegende Chor deutsche Lieder sang, gedachte jeder der Vertriebenen, der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, die die harten Schicksalsschläge in den 40er Jahren erleiden mussten. Die Mitglieder der Hajoscher Volkstanzgruppe kleideten sich aus diesem Anlass in ihre schwarze Festtagstracht. Auch die jüngeren Generationen des Vereins, sowie alle Teilnehmer der Gedenkveranstaltung, bekundeten mit ihrer würdevollen Teilnahme, dass die Geschichte ihrer Vorfahren für sie von großer Bedeutung ist. Nach dem Blick in die Vergangenheit wurde der Nachmittag im Kulturhaus im Zeichen der Darstellung der Gegenwart der Hajoscher Schwaben fortgesetzt. Am Nationalitätentag traten die Volkstanzgruppen des Kindergartens, der Grundschule, der Jugendlichen und auch der Erwachsenen mit originellen Choreographien auf. Die Knopfharmonikaspieler – unter ihnen auch eine Frau – zeigten ihre Virtuosität nicht nur als Begleiter der Tänzer, sondern auch in eigenständigen Produktionen. Einige Grundschul Kinder erfreuten das Publikum mit alten Sprüchen, vorgetragen im schwäbischen Dialekt.

Ein Teil des Programms erinnerte noch einmal an das traurige Schicksal der Hajoscher nach dem zweiten Weltkrieg, und rundete damit die Hajoscher Veranstaltungen des landesweiten Gedenkjahres ab. Das war die Preisverleihung

des Aufsatzwettbewerbs „Meine Oma hat erzählt...“. In der Ausschreibung der Deutschen Selbstverwaltung wurden die



Schülerinnen und Schüler der Sankt Emmerich Grundschule dazu ermutigt, ihre Erlebnisse beim Empfang des Wanderbündels der LdU oder beim Besuch der Lagerwaggon-Ausstellung zu reflektieren oder den Verschleppungs-, bzw. Vertreibungsgeschichten ihrer Familie nachzuforschen und diese abzuschreiben. Sieben Aufsätze sind eingereicht worden, und in allen wurden die eigenen Familiengeschichten bearbeitet, entweder auf Grund von alten Tagebucheinträgen oder als Niederschrift von Interviews der Schüler mit ihren Großeltern. Von der Nationalitätenselbstverwaltung sind alle Arbeiten prämiert worden, und die Schülerinnen, die die drei besten Aufsätze geschrieben haben, durften diese dem Publikum des Nationalitätentages vorlesen.



Theresia Szauter, Mitglied der Hajoscher Deutschen Nationalitätenselbstverwaltung

Fotos: Robert Ginál

Waschkut

Stefan Raile

Israelische Impressionen Teil 1



Stefan Schoblocher wurde in Waschkut/Vaskút geboren und als Kind mit seiner Familie nach Deutschland vertrieben. Zurzeit lebt er in Jena als freier Schriftsteller und ist unter dem Pseudonym **Stefan Raile** tätig. Nach seinen Erinnerungen *Meine Kindheit am Rande der Puszta* veröffentlichen wir in mehreren Folgen seine **Israelischen Impressionen**, die zwar unmittelbar wenig mit der Batschka zu tun haben, aber man kann die interessante Geschichte und die Ansichten von Sándor, einem Jungen, der das Gymnasium in Baja besucht hat und seine Heimat zwangsweise verlassen musste, eingebettet in Reiseerlebnissen kennen lernen.

Um zu bewahren, was mir von der exotischen Israel-Reise, die ich im Herbst 2003 mit unsrer Tochter Ines unternahm, nach über einem Jahrzehnt im Gedächtnis geblieben ist, will ich aus meinen Aufzeichnungen, denen selbst Erlebtes, von andern Erfahrenes sowie später Gelesenes zugrunde liegt, das für mich Wesentliche in miteinander verknüpften Episoden erzählen.

Ankunft

Als der Pilot nach drei Stunden den Flughafen Ben Gurion ansteuert, ist es schon dunkel. Unter uns flimmern die Lichter von Tel Aviv wie endlos viele, ungezügelt ausgeschwärmte Glühwürmchen. Die Lufttemperatur, sehen wir auf dem Monitor, beträgt noch 30 Grad Celsius.

Wir landen sicher, verlassen das Flugzeug, besteigen einen Bus, der uns zum Terminal fährt. Sobald wir unser Gepäck geholt haben, zeigt sich, wie nützlich es ist, dass Ines gut englisch spricht. Weil wir wissen, dass um diese Zeit weder Bus noch Bahn in Richtung Haifa verkehren, fragt sie sich zu einem Sammeltaxi durch. Sein Fahrer verlangt 25 Euro für die rund 100 Kilometer. Die Summe liegt deutlich unter dem Preis, der von unsrem Reisebüro erkundet worden ist. Während wir warten müssen, bis sich das Taxi füllt, merke ich, wie ich in der ungewohnten Hitze zu schwitzen beginne. Auf der Schnellstraße, die zuerst mehrspurig nordwärts führt, lehnt Ines ihren Kopf an meine Schulter. Nach einer Weile schließe auch ich die Augen, um mir besser ausmalen zu können, was wir vielleicht erleben werden. Als ich sie öffne, meine ich, links das Meer schimmern zu sehen, und rechts funkeln auf der Höhe mehrfach Lichter. Sind wir schon am Karmel, dessen bewaldete Hänge sich bis Haifa ziehen?

Am Stadtrand steigen die Ersten, etliche hundert Meter weiter die Nächsten aus. Vor dem Hafen biegt der Fahrer, der Jude oder Araber sein kann, in die Ben Gurion Street ein. Fortan lenkt er das Taxi durch die nächtlichen, noch stark von Menschen belebten Straßen stetig bergauf. Er hält vor dem „Tower Hotel“, trägt unser Gepäck bis zur verschlossenen Tür und muss dreimal klingeln, ehe wir, vom Nachtpförtner auf dem Monitor betrachtet und über eine Wechselsprechanlage nach unsren Namen befragt, eingelassen werden. Als wir, sobald an der Rezeption alles zügig abgewickelt worden ist, in unsrem Zimmer stehen, spüre auch ich meine Müdigkeit. Wir legen uns hin und schlafen bald ein.

Haifa

Am nächsten Morgen, als bereits die Sonne scheint, wie es, solange wir bleiben, Tag für Tag geschehen wird, begreife

ich: Den Himmel habe ich mir genauso, das Meer ähnlich, die Stadt trotz der Bilder, die ich kenne, anders vorgestellt. Ihre Häuser, vielgestaltig an Straßen, Gassen und Plätzen errichtet, ziehen sich vom Hafen, den es seit über achtzig Jahren in der heutigen Größe gibt, weit landeinwärts. Unten gruppieren sie sich auf einer fast ebenen Fläche, später verteilen sie sich über den sanften Fuß der Hänge und bedecken schließlich den Rücken des biblischen Bergs, unter dessen felsiger Oberfläche die Karmelit-U-Bahn vom Kikar Paris zum reizvollen Gan Haem Park fährt, bis fast zum Gipfel. Sie thronen auf Terrassen, schmiegen sich in Nischen und klammern sich an scheinbar abweisende Schrägen wie kunstvoll errichtete Nester.

Ich stehe am breiten Fenster unsres Zimmers im 14. Geschoss des Hotels, das wie ein aztekischer Teocalli aus der Mittelstadt Hadar Hacarmel emporragt. Während Ines hinter mir die lauten Geräusche der veralteten Klimaanlage beklagt, versuche ich, alles, was mein Blick erreicht, mit den Augen Sándors zu sehen, dem nördlich von unsrem Dorf, wo sich unweit der Landstraße in Richtung der Kreisstadt morastiges Gebiet erstreckte, seine waghalsige Flucht gelang. Ich begreife, dass er, sofern er noch lebt, weit über siebzig sein müsste. Und sollte er schon tot sein, wird trotzdem etwas von ihm bleiben; denn ich möchte, eingebettet in eine Romanhandlung, seine bemerkenswerte Geschichte erzählen. Mein Aufenthalt soll dazu beitragen, genügend Eindrücke zu gewinnen, damit sich die Kapitel, die in Haifa handeln, nahtlos einfügen.

Am Baum der Schmerzen

Besonders neugierig bin ich auf den Campus, der sich am oberen Stadtrand, sieben Kilometer vom Zentrum entfernt, über eine geebnete Fläche erstreckt. Nachdem wir ausgiebig gefrühstückt und in einer nahen Bank Euro gegen Neue Israelische Schekel getauscht haben, fahren wir zur Universität, betreten ungehindert das weitläufige Gelände unweit des Karmel National Parks und beginnen, den Baum der Schmerzen zu suchen. Die ersten Studenten, die Ines



fragt, kennen ihn so wenig wie zwei junge Gärtner. Erst eine ältere Frau, die aus dem nächsten Bus steigt, kann uns seinen Standort beschreiben. Unweit eines Tennisplatzes, zwischen Akazien und uns unbekanntem Bäumen versteckt, lässt er sich nur schwer finden. Er ist, von deutschen, österreichischen und schweizerischen Gewerkschaften zum Gedenken an die Opfer des Holocaust gestiftet, eine sehr eigenwillige Stahlkonstruktion. Sie soll sieben Meter hoch sein und aus 1400 dünnen, glitzernden Blättern bestehen, die an weit verzweigten Ästen hängen und bei Luftbewegungen eine Art sphärische Musik erzeugen, deren immer andere Melodie wir, als leichter Wind aufkommt, für Augenblicke hören. Wie oft mag Sándor, wenn er wirklich an der Universität gelehrt hat, hier gewesen sein?, denke ich. Derweil mein Blick über die glänzenden Blätter tastet, versuche ich einzuschätzen, ob ich seine durch den Tod der Eltern verursachten Empfindungen in der bereits von mir ausgearbeiteten Passage getroffen habe: Die milchige Wolke, die mal heller, mal düsterer wirkte, aber immer schwarz gerändert blieb, sah er auch noch auf dem Campus, wenn er zum Baum der Schmerzen trat und horchte, wie die dünnen Metallplättchen, sobald ein Lüftchen zwischen sie fuhr, einen unnachahmlichen Klang auslösten, als tönte von fern eine Harfe oder die klagende Geige eines Primas, der für alle, die im aschernen Rauch himmelwärts gestiegen waren, sein virtuosos Requiem spielte.

Auf dem Eshkol Tower

Ich fühle mich, während ich auf die nächste Luftbewegung warte, Sándor plötzlich nahe, als wären wir noch im Dorf am Rande der Puszta, wo wir beide nicht bleiben durften. In diesen Minuten wird mir deutlicher als bisher bewusst, wie eng das, was wir erlitten haben, miteinander verflochten ist. Ines, die inzwischen den Baum fotografiert hat und auch alle späteren Aufnahmen übernehmen wird, wartet lange, bis sie meinen Arm berührt und leise fragt, ob ich noch ins Aussichtsgeschoss möchte. Sie meint das 30. Stockwerk des nach Plänen Oscar Niemeyers errichteten Eshkol Towers. Er bildet das Kernstück der 1972 gegründeten Universität, in der Sándor Professor für mittelalterliche Geschichte gewesen sein soll. Am Eingang müssen wir uns, wie fortan vor jedem wichtigen Gebäude, durch Wachleute kontrollieren lassen. Innen jedoch, wo wir das geräumige Foyer passieren, bleiben wir unbeachtet. Im vollen Lift, der sich schnell und fast lautlos bewegt, fahren wir zwischen Dozenten und Studenten aufwärts. Im obersten Geschoss, von dem man durch hohe Glasflächen Ausschau halten kann, merke ich, dass uns ein etwa vierzigjähriger Mann mit schwarzen Schläfenlocken und dichtem Vollbart beobachtet. Als er erkennt, wie beeindruckt wir hinabblicken, tritt er näher, und ich sehe, dass Schaufäden unter seinem dunklen Jackett hervorlugen. Manchmal, sagt er englisch, sehe man den im Winter und Frühling schneebedeckten Har Hermon, der an Syrien grenze, und die Golan-Höhen. Er begeben sich immer, wenn er aus seinem Kibbuz herkomme, auf die Plattform. Wieder bin ich

froh, dass Ines alles übersetzen kann. Durch unsere Aufmerksamkeit ermuntert, gerät der Mann in Eifer: Die Stadt, in der er Kindheit und Jugend verbracht habe, sei die schönste, die er kenne. Vor allem in den letzten Jahren, da ihre Einwohnerzahl rasch wachse und vielleicht bald eine halbe Million erreichen werde, habe sie sich sehr vorteilhaft entwickelt. Weil ihm immer zu wenig Zeit bleibe, müsse er sich mit Blicken auf das begnügen, was bedeutsam für ihn sei. Uns aber rate er, die Orte aufzusuchen – den Baha'i-Schrein mit seiner vergoldeten Kuppel und die ihn umgebenden Persischen Gärten, das Karmeliter-Kloster und den alten Leuchtturm Stella Maris, die Elias-Höhle, in der nicht nur der Prophet, sondern viel später auch Maria und Joseph auf ihrer Flucht aus Ägypten Unterschlupf gefunden haben sollen, den am Hafen gelegenen Dagon-Silo, der 100 000 Tonnen Getreide fasse, die Ben Gurion Street, wo von württembergischen Templern Mitte des 19. Jahrhunderts eine deutsche Siedlung errichtet worden sei.

Warum er den Baum der Schmerzen nicht genannt habe, lasse ich ihn durch Ines fragen. Noch ehe er antwortet, ahne ich, dass er ihn so wenig kennt wie die Studenten und die beiden Gärtner. Als wir ihm erklären, wo und warum das Denkmal auf dem Campus steht, meint er, sich zu entsinnen. Aber er habe es vergessen wie die meisten jüngeren Leute, da sich kaum einer ständig an die Schmach seiner Vorfahren erinnern wolle. Bevor er weiterspricht, errate ich, was er hinzufügen wird: Statt Trauer empfinde man jetzt Stolz, weil das Land fähig sei, sich jederzeit zu verteidigen. Wie ernst man den Schutz nehme, werde uns sicher bald auffallen. Danach blickt der Mann auf seine Uhr und sagt, er müsse gehen. Ich spüre, dass er erregt ist. Rührt es von unserem Gespräch oder seiner Zeitnot?

Rundblick

Auch Ines ist von dem, was wir vom Eshkol Tower aus erkennen, fasziniert. Während sie Stück für Stück weitergeht und immer, wenn sie verhält, lange hinabschaut, als wolle sie sich alles genau einprägen, blicke ich aufs Meer, über dem sich der Himmel, ehe er das Wasser berührt, so milchig verfärbt, dass der Horizont verschwimmt. Die Stadt, die sich weit ausdehnt, kann ich, obwohl auch sie unter einem hauchdünnen Flor liegt, deutlicher erkennen. Mehr noch als vom Hotelfenster aus erfasse ich, dass sie tatsächlich an einer so reizvollen Stelle entstanden ist, wie es in vielen Büchern beschrieben wird. Sicher hat die weit geschwungene Meeresbucht ihren Anteil daran, aber mehr wohl noch der Karmel, der vom Propheten Jesaja einst so getauft wurde, weil er ihn für den Weinberg Gottes hielt. Unterhalb des Gebirges und auf seinem Rücken wurden seither zahllose Kämpfe ausgefochten. Sie hatten zur Folge, dass die Tätigkeiten der Menschen wie in vielen Landesteilen einem ständigen Wechsel von Entstehen, Vernichten und Wiederaufbau unterlagen. Ursprünglich gab es an der Küste zwei Siedlungen: das phönizische Zalmona und das jüdische

Sycaminos. Als Haifa, das dazwischen entstand, seine erste Blütezeit erreicht hatte, wurde es 632 n. Chr. von muslimischen Truppen erobert und zerstört. Während des nächsten Aufschwungs, der über zweihundert Jahre später begann, fielen Kreuzritter ein und übten ihre Herrschaft aus, bis 1291 Mamelucken die Stadt unterwarfen und so sehr verwüsteten, dass sie sich erst im 18. Jahrhundert erneut erholte. Damals wurde das heutige Viertel zwischen Kikar Paris und Postamt errichtet. Ein unverhofftes Ereignis beschleunigte die Entwicklung: Als 1849 ein Schiff aus Algier mit jüdischen Immigranten in der Bucht auf Grund lief, blieben die Gestrandeten, regten andre an, ihnen zu folgen, und so wurde Haifa zum großen Einwanderungshafen, der 19 Jahre später auch die württembergischen Templer anlockte. Sie ließen sich am damaligen Stadtrand nieder und erbauten für die Gegend ungewohnte Häuser mit roten Ziegeldächern und behielten, als Palästina 1917 von britischen Truppen

besetzt wurde, zunächst ihre Rechte. Aber ab 1934 beobachteten sie mit wachsender Sorge, wie immer mehr verfolgte Juden auf dem Seeweg eintrafen und sich heimlich in der Stadt festsetzten. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zeigte sich, dass die Bedenken der Templer begründet waren: Sie mussten ähnlich wie wir an dem Tag, als der ungarische Gendarm zu uns kam, für die Taten anderer bezahlen: Man zwang sie, die Stadt 1941 zu verlassen und verbannte sie nach Australien. Im Mai 1948, als der Staat Israel ausgerufen wurde, zogen die letzten Briten unter Dudelsackklängen ab. Sie ließen den zwischen 1929 und 1933 ausgebauten Tiefseehafen zurück. Durch ihn gewann Haifa rasch an Bedeutung, weil mit Beginn des arabischen Boykotts die meisten andern Verbindungen zur Außenwelt jäh abgeschnitten wurden.

Fortsetzung folgt

Erinnerungen

Mein erster Personalausweis und erster Reisepass von Kaspar Bahmer (geb. 08.01.1929)

Es begann nach der Flucht 1947 aus der Internierung im kommunistischen Jugoslawien nach Deutschland Bayern in die amerikanische Besatzungszone. Nach der Verteilung aus dem Aufnahmelager in Regensburg kam ich mit meinen Eltern in den Kreis Dingolfing.

Weil wir keine Urkunden hatten und den Personalausweis benötigten, mussten mein Vater und ich zum Notar und eidesstattlich beurkunden, wer wer ist, so bekam ich im Oktober 1947 eine Deutsche Kennkarte und wurde Bürger in Bayern.

Im Juli 1951 zog ich in die englische Zone nach Krefeld und meldete mich in Willich meinen Wohnsitz an, dort war die Deutsche Kennkarte aus der amerikanischen Zone nicht gültig und sie wurde gegen einen Ausweis der englischen Zone ausgetauscht.

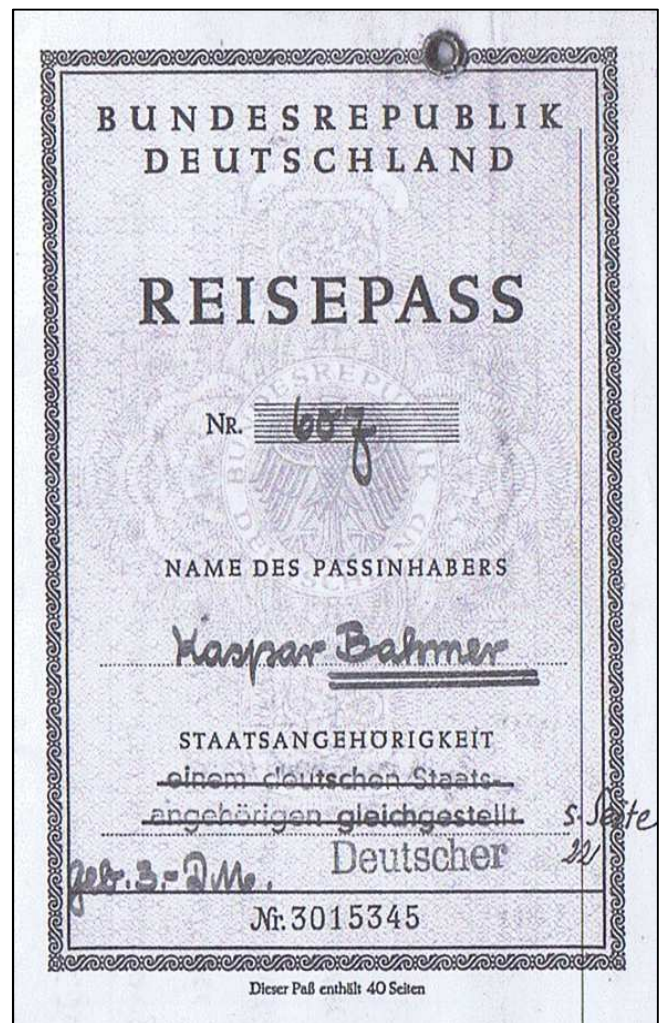
Im Februar 1951 zog ich nach Süssen-Würt in die amerikanische Zone, hier war die Karte aus der englischen Zone ungültig und ich bekam keine Deutsche Kennkarte. So war ich wieder ein Bürger ohne Ausweis.

1952 sollte ich von meiner Firma nach Belgien, hatte aber keinen Reisepass, den konnte ich nicht erhalten, weil ich keine Kennkarte hatte. Dann wurde ich namentlich aus Belgien angefordert, mit dem Schreiben ging ich nach Göppingen zum Landratsamt und bekam am 5. Juni 1952 einen Reisepass.

Bei der Staatsangehörigkeit stand: „einem deutschen Staatsangehörigen gleichgestellt“. Diese Bezeichnung wurde am 7.7. 1957 in „Deutscher“ geändert.

Mit dem Reisepass ging ich in Süssen in das Rathaus und bekam eine Deutsche Kennkarte.

So war ich dann ein deutscher Bürger mit gültigem Ausweis.



Diplomarbeit

Religionsausübung und Seelsorge in der Muttersprache in den Gemeinden Hartau/Harta und Nadwar/Nemesnáduvvar Teil 4

(Teil 1-3 siehe Batschkaer Spuren 43-45)

In unserer Serie veröffentlichen wir Auszüge aus der Bachelor-Diplomarbeit von Zsanett Melcher, die sie am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest geschrieben hat. (Teil 1-3 siehe in Batschkaer Spuren Nr.43-45)

Ergebnisse der Fragebogenuntersuchung

In diesem Unterkapitel werden die Ergebnisse der Fragebogenuntersuchung dargestellt. Zuerst wird die deutsche Sprachkompetenz der Probanden in den beiden Ortschaften präsentiert, danach der (deutschsprachige) Messe- und Gottesdienstbesuch, die Kenntnis von deutschsprachigen Gebeten und Kirchenliedern bzw. der Sprachgebrauch in der Domäne der Religionsausübung.

Deutsche Sprachkompetenz der Probanden

Zuerst wird die deutsche Sprachkompetenz der Probanden untersucht, um ihre Sprachkenntnisse zu ermitteln (es kann auch vorkommen, dass an den deutschsprachigen Gottesdiensten/Messen Gläubige teilnehmen, die sehr wenig oder gar kein Deutsch sprechen). Nicht nur zwischen Dialekt und Hochdeutsch wurde ein Unterschied gemacht, sondern auch zwischen aktiver und passiver Kompetenz. Die Probanden konnten sich auf einer fünfstufigen Skala einstufen, wo 1 die schlechteste und 5 die beste Bewertung war.

Aktive und passive Dialekt- und Hochdeutschkenntnisse in Nadwar und Hartau

Die Werte sind bei der Hochdeutschkompetenz in beiden Dörfern niedriger als bei der Dialektkompetenz. Die Werte der Dialektkenntnisse in Hartau und in Nadwar sind fast gleich. Die aktive Dialektkenntnis beträgt in Hartau durchschnittlich 4,09, 76% der Probanden hat eine 4 (Probanden) oder eine 5 gegeben haben. In Nadwar haben sich genauso viele (76%) eine 4 oder eine 5 gegeben. Bei der passiven Kenntnis sind die Ergebnisse nicht so vielfältig: nur 6% sagten in Nadwar und in Hartau, dass sie den Dialekt gar nicht verstehen, während mehr als die Hälfte (in Hartau 79% und in Nadwar 76%) ihre Kenntnisse als ausgezeichnet und gut einschätzten: Die Durchschnittsnote beträgt in Hartau 4,12 und in Nadwar 4,03.

Sowohl die passiven, als auch die aktiven Hochdeutschkenntnisse sind in Hartau und in Nadwar schlechter, als die Dialektkenntnisse. Der Durchschnittswert bei der aktiven Hochdeutschkenntnis in Nadwar beträgt 3,41, eine 1 hat niemand und eine 2 haben nur jeweils fünf Leute, d. h. je 14% angegeben. In Hartau beträgt der Durchschnittswert der aktiven Hochdeutschkenntnis 3,03, wo eine 1 oder 2 schon zehn Personen (30%) angegeben haben. Bei den passiven Kenntnissen sind die Werte höher, durchschnittlich 3,53 in Nadwar und 3,1 in Hartau. In

Nadwar schätzten 82% und in Hartau 60% der Probanden ihre Kenntnisse als mittelmäßig oder gut ein.

Aktive und passive Dialektkenntnisse in Nadwar und Hartau nach Generation

Die junge Generation (d. h. unter 40 Jahren; 5 Probanden) besitzt die niedrigsten Werte sowohl für die aktive, als auch für die passive Kompetenz. Der Wert der aktiven Dialektkenntnis beträgt in Nadwar durchschnittlich 2,4, wo sich die meisten Probanden eine 2 oder eine 3 gegeben haben; bei der Passiven gibt es einige, die eine 4 angaben. In Hartau sind die Werte bei derselben Generation höher als in Nadwar. Die aktiven und passiven Kenntnisse besitzen den gleichen Wert (durchschnittlich: 3); mehr als die Hälfte der Probanden bewerten ihre Kenntnis mit einer 3. Bei der mittleren Generation (zwischen 41 und 60 Jahren) sehen diese Ergebnisse noch besser aus, hier kommen schon einige Fünfen vor. In Nadwar erreicht die aktive Kompetenz durchschnittlich 4,36, was auf eine hohe Dialektkompetenz der Nadwarer hinweist. In Hartau sind die aktiven und passiven Werte wiederum gleich (4,3), die Probanden geben sich nur gute oder ausgezeichnete Bewertungen. Die höchsten Werte findet man natürlich bei der ältesten Generation (über 61 Jahren), fast alle Probanden in den beiden Ortschaften schätzten ihre aktiven Dialektkenntnisse als gut oder ausgezeichnet ein (in Nadwar: 11 Personen (65%) = ausgezeichnet, 5 Personen (29%) = gut; in Hartau: 13 Personen (54%) = ausgezeichnet, 9 Personen (37%) = gut). Bei den passiven Kenntnissen liegen diese Werte in beiden Ortschaften ebenso hoch oder noch höher. Die niedrigen Werte bei der jungen Generation sind nicht erstaunlich, zumal sie wenig Möglichkeit hatten, sich die Mundart anzueignen.

Aktive und passive Hochdeutschkenntnisse in Nadwar und Hartau nach Generation

Die höchsten Werte in Hartau hat die junge Generation (aktiv: 4; passiv: 3,8), die mehr Möglichkeit im schulischen Spracherwerb hatte; aber von den Älteren beherrscht die Mehrheit diese Varietät nicht so gut (aktiv 2,7; passiv 2,75). In Nadwar liegen die Werte sichtbar umgekehrt, weil die mittlere (aktiv 3,5; passiv: 3,42) und ältere Generation (aktiv 3,4; passiv: 3,63) die höchsten Werte hat. Die aktive und passive Hochdeutschkenntnis beträgt bei der jungen Generation nur 3,2, aber der Unterschied zwischen den Generationen ist nicht so groß.



Aktive und passive Dialektkenntnisse in Nadwar und Hartau nach Geschlecht

In Nadwar haben die Frauen (n=26) sowohl bei den aktiven (durchschnittlich 4,38) als auch bei den passiven Dialektkenntnissen (4,38) höhere Werte als Männer (3 bzw. 3,25). Das hängt möglicherweise damit zusammen, dass Frauen bewahrender sind und sich mehr an die Traditionen halten. Im Gegensatz dazu sind in Hartau die Werte umgekehrt, da hier die Männer höheren Werte (aktiv und passiv: 4,3) besitzen. Wahrscheinlich sind die Hartauer Männer konservativer und halten sich mehr an die Traditionen. Die Werte der Frauen liegen niedriger (aktiv: 4,05; passiv: 4,15).

Im Gegensatz zur Dialektkenntnis beherrschen die Männer in Nadwar die deutsche Standardvarietät besser (Frauen: 3,35 bzw. 3,5; Männer: 3,5 bzw. 3,5) und in Hartau schlechter (Frauen: 3,05 bzw. 3,11; Männer: 2,9 bzw. 2,85).

Aktive und passive Dialektkenntnisse in Nadwar und Hartau nach Schulabschluss

In Hartau haben die Probanden mit Grundschulabschluss ihre aktiven Dialektkenntnisse mit einer 5 oder 4 bewertet. Ihre Gesamtanzahl beträgt 24, davon haben insgesamt 15 Probanden (60%) ihre Kenntnisse als ausgezeichnet und 9 Probanden (37,5%) als gut eingeschätzt. Fazit der Hartauer Werte: je höher der Bildungsgrad, desto geringer die – sowohl aktiven, als auch passiven – Dialektkenntnisse. In

Nadwar ist diese Skala nicht mehr so ausgewogen, obwohl die aktive Dialektkenntnis bei den Grundschulabsolventen den höchsten Wert hat (4,2), wobei den höchsten passiven Wert die Akademiker (4,4) haben.

Aktive und passive Hochdeutschkenntnisse in Nadwar und Hartau nach Schulabschluss

In Nadwar haben die Akademiker keine enorm hohen Werte (aktiv und passiv: 3,75), aber noch immer höhere als die anderen Probanden der anderen Schulgruppen. In Hartau haben die Akademiker einen sichtbar hohen aktiven und passiven Wert (4,2). Die Grundschulabsolventen haben einen viel niedrigeren Wert (aktiv: 2,96; passiv: 2,91) als die Akademiker, aber noch immer nicht so niedrig wie die Probanden mit Abitur (aktiv und passiv: 2,5).

Man kann feststellen, dass die Dialektkompetenz der Probanden bei der älteren Generation, während die Hochdeutschkompetenz eher bei der jüngeren Generation besser ist. Es ist deutlich zu sehen, dass die Frauen in Nadwar höhere aktive und passive Dialektkenntnisse haben als die Männer, während in Hartau die zwei Geschlechter fast gleiche Werte haben. Die Analyse nach dem Schulabschluss ist auch bedeutend, weil die am wenigsten Geschulten den Dialekt, während die Akademiker das Hochdeutsche am besten beherrschen.

Fortsetzung folgt

Jubiläum

Deutsche Messe in Baja

Genau vor 25 Jahren wurde die erste deutschsprachige heilige Messe in der Innerstädtischen Kirche in Baja gelesen. Kurz davor erschien in einer örtlichen Zeitung ein deutschsprachiger Artikel von **Johann Turi**, damals Lektor an der Pädagogischen Hochschule in Baja, den wir jetzt in vollem Umfang veröffentlichen.

Ein langersehnter Wunsch wird Wirklichkeit

Am Sonntag, dem 1. März 1992 um 11 Uhr ist es soweit, dann findet in Baja zum ersten Mal nach 40-jähriger Zwangspause (von Ausnahmen bei Partnerschaftsbesuchen abgesehen) wieder eine Messe für die deutsche Minderheit statt.

Dies soll aber nicht ein Einzelfall bleiben, sondern in Zukunft wird an jedem ersten Sonntag im Monat eine deutsche Messe zelebriert. Die einen sagen Gott sei Dank, nun haben wir wieder eine deutsche Messe, wenigstens einmal im Monat, die anderen sagen, wieso einmal im Monat, warum nicht jeden Sonntag oder alle vierzehn Tage wie in den anderen Orten.

Die Frage ist schnell beantwortet, weil bisher keiner die Initiative ergriffen hat und eine deutsche Messe forderte.

Auf Anregung der Minderheiten-Beauftragten bei der Selbstverwaltung der Stadt Baja, Josef Manz, wurde eine Unterschriftensammlung durchgeführt und an den Erzbischof in Kalocsa, Dr. Danko Ladislaus, geschickt. Der Erzbischof reagierte sofort und beauftragte Pfarrer Bauer vor Ort, die Situation zu klären, dies geschah auch umgehend. So dass die

ersten Besprechungen für die Vorbereitung der deutschen Messe im kleinen Kreis, mit Pfarrer Kühner aus Nadwar, schon stattfanden.

Wie es zur Zeit aussieht, werden wir für die deutsche Messe keinen Kantor haben, daher ist es notwendig, dass die Gemeinde kräftig mitsingt. Für die Vorbereitung des Singens hat der Lenau-Klub extra Übungsstunden angesetzt. Die nächste Übungsstunde findet am Dienstag, dem 25. Februar, um 19 Uhr im Kulturhaus József Attila statt. Interessenten sind dazu recht herzlich eingeladen.

Im Interesse aller und der guten Sache erwarten die Initiatoren (Priester und Laien) einen guten Besuch, am Sonntag, dem 1. März, um 11 Uhr, in der Stadtkirche (Belvárosi) zur ersten deutschen heiligen Messe nach langer Zwangspause. Bringen Sie Freunde, Verwandte mit und zeigen Sie dadurch, dass die Deutschen in Baja auch in der Kirche ihre Sprache wiedergefunden haben, denn gerade die Sprache ist ein beträchtlicher Teil unserer ungarndeutschen Identität.

*Im Auftrag
Johann Turi*

Diplomarbeit**Die Hajoscher/Hajóser Volkstracht dreier Generationen**

Noémi Komáromi-Bolvári aus Hajosch/Hajós studierte *Kindergartenpädagogik mit Fachrichtung: Deutsche Nationalitäten-Kindergartenpädagogin* an der Eötvös-József-Hochschule in Baja und schrieb sowie verteidigte ihre Diplomarbeit im Januar 2017 mit dem Titel „**Die Hajoscher/Hajóser Volkstracht dreier Generationen**“.

Die Arbeit ist eine wertvolle Forschung, deshalb veröffentlichen wir daraus Auszüge in mehreren Folgen.

Die Volkstracht zur Zeit der Ansiedlung des 18. Jahrhunderts kennen wir aus Archiven. Während der späteren Jahrhunderte hat sich die Volkstracht verändert, obwohl es natürlich viel langsamer geschah, als in den modernen Zeiten. Die Armut hat ja die Menschen gezwungen, die benutzten Kleidungsstücke auch nicht für überflüssig zu halten, deshalb haben sie sie solange geflickt, bis sie tragbar waren. Bis heute ist die Aussage „einer gewissen Frau“ fortbestanden: „Wenn man ein Kleidungsstück flickt, sieht es schon so aus, als wäre es neu.“ Auf die Festkleider wurde so aufgepasst wie auf das eigene Augenlicht. Die Frau im Alter einer Großmutter hat sich noch immer darüber beschwert, dass sie als Mädchen ihr Sonntagskleid beim Regen nicht tragen durfte, weil es sonst nass gewesen wäre; und auch nicht, wenn die Sonne zu stark geschienen hat, weil sie dann die Farbe ausgezogen hätte. Das Festkleid hatte einen großen Wert, man musste dafür viel arbeiten. Die großen Mädchen haben sich auch dann gefreut, wenn sie etwas von ihrer Mutter geerbt haben, da die Ausstaffierung nicht zu ergiebig war (Bereznai Zsuzsanna-Schön Mária: *A hajósi sváb parasztság mentalitása*. Alföldi Nyomda Zrt., Debrecen, 2013. S. 478).

Die Kleidung der evangelischen und katholischen Bevölkerung zeigte deutliche Unterschiede: Sie haben sich mit den Bezeichnungen „die blauen Schwaben“ und „die schwarzen Schwaben“ voneinander getrennt. Die Hajoscher Schwaben haben zu der letzteren Gruppe gehört. Bei den blauen Schwaben hat die originelle Volkstracht aus heller aschblauer Weste und Brusttuch, aus kurzer weißer Pistolenhose, aus blauer Wollenstrumpfhose und aus Schnallenschuhen bestanden, dazu kamen noch Schlappen, Klumpen, Tuchhut mit breiter Passe und Mütze aus Lammfell. „Die schwarzen Schwaben“ haben davon insofern abgewichen, dass sie statt der aschblauen Weste eine schwarze Weste und statt der Pistolenhose eine lange, schwarze Hose getragen haben.

Bei „den schwarzen Schwaben“ waren die festlichsten Kleidungsstücke schwarz. Diese haben sie in der Kirche und auf Hochzeiten getragen. In den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts kann man die kleinen Mädchen und Jungen auch in solchen schwarzen Kleidern sehen, wie ihre Eltern und Großeltern. Man hat aber in jedem Zeitalter die Strenge der schwarzen Farbe mit etwas aufgelöst. Vor dem Ersten Weltkrieg haben die Jugendlichen an den Hochzeiten weißen Kranz getragen, wie die Braut. Die schwarze plissierte Schürze haben große Mädchen und Bräute als Bestandteil ihrer festlichen Bekleidung getragen. Seit den 1930er Jahren

haben sich die gesteiften, weißen Unterröcke nach der Sárközer Mode gezeigt. Zu dieser Zeit hat man immer öfter die schwarze Leewesch weggelassen und allein das blendend weiße Hemd getragen (Bereznai Zsuzsanna-Schön Mária: *A hajósi sváb parasztság mentalitása*. Alföldi Nyomda Zrt., Debrecen, 2013. S. 480).

Das Hemd der Männer hat unter dem schwarzen Mäntelchen und schwarzer Weste genauso blendend weiß hervorgeleuchtet. An den zwei Seiten der Weste gab es einen roten Aufsatz.



An den Festtagen haben sie weiße Socken getragen. Ihr Stecktuch war in den Aufschlag der Hose angesteckt und seitlich hat es hervorgeblitzt (Harmath Lajosné: *Hajósi népviselet*. Kézirat, 1980. S. 21).

Die Frauen im Großmutteralter

haben die hellen Kleider gar nicht mehr „gekannt“, also die Frauen über 40 konnte man nur in dunkelblauen oder schwarzen Kleidern sehen, sowohl in den Alltags als auch am Sonntag.

Die Volkstracht des Hajoscher schwäbischen Bauerntums hat sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges im Wesentlichen nicht verändert, die der Männer bis zum Zweiten Weltkrieg. Die Tracht der Frauen hat sich aber in den 1920-30er Jahren sehr verändert. Darüber werde ich im nächsten Kapitel ausführlicher schreiben.

In diesem Kapitel werde ich die Hajoscher Volkstracht und ihre Veränderungen nach Alter und Geschlecht vorführen. Ich werde mit der Tracht der Säuglinge beginnen, dem Thema werden die Tracht der kleinen Mädchen und Jungen und danach die der Schulkinder und der großen Mädchen folgen. Die Bekleidung der Frauen und Männer behandle ich getrennt und einen anderen Teil widme ich der Hochzeitskleidung.

Fortsetzung folgt

Tschasartet/Császártöltés

Gedenkfeier der Vertreibung in Tschasartet

Die Einwohner von Tschasartet erinnern sich seit drei Jahren an dem Nationalgedenktag an die aus dem Dorf ausgesiedelten Schwaben. Die Deutsche Selbstverwaltung hat im Januar dieses Jahres eine anspruchsvolle Feier organisiert. Seitdem der 19. Januar der offizielle Gedenktag der Verschleppten bzw. Vertriebenen der Ungarndeutschen ist, veranstaltet die Deutsche Selbstverwaltung jedes Jahr an diesem Tag, oder in der Nähe dieses Tages eine Gedenkfeier, an der sich die Gemeinschaft an die Geschehnisse im Dorf von 1947/48 erinnert. Am 22. Januar dieses Jahres hat sich in der örtlichen Sporthalle jede Altersklasse vertreten lassen.



Die Gedenkfeier hat mit der Hymne der Ungarndeutschen begonnen. Dr. Istvan Knipl, Historiker und Archäologe, der aus einer örtlichen deutschen Familie stammt, hat den Verlauf der Aussiedlung mit historischem Hintergrund entworfen. In Tschasartet sind auf der Liste 1400 Namen gestanden. Die Aussiedlung ist in zwei Etappen geschehen. Im Sommer 1947 sind mehrere Lastwagen mit der Begleitung der Polizei und Gendarmerie ins Dorf hineingerollt, sie haben das Dorf umschlossen, aber haben keinen einzigen Aussiedler gefunden. Alle haben sich versteckt. Am nächsten Tag, als die Einwohner erleichtert zurückgekommen sind, sind die Ordnungskräfte wieder erschienen und die Aussiedlung hat begonnen. Die nächste Gelegenheit ist im Januar 1948 gewesen. In die Häuser der Schwaben sind aus Nord- und Mittelungarn, bzw. Ungarn aus der Slowakei eingesiedelt worden. Es gab zwar Gegensätze, aber es hat Beispiele der Hilfe auch gegeben.

Man darf sich an die Geschehnisse vor 70 Jahren ohne Gefühle nicht zurückerinnern, aber man kann feststellen, dass sich die Menschen der Gegenwart dafür einsetzen, dass die Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts nie wieder vorkommen sollen.

In Tschasartet hat man das Rad der Geschichte mit 70 Jahren zurückgedreht. Das Publikum hat die Geschehnisse durch das Beispiel zweier schwäbischer Familien am 15. August 1947 erleben können.



Frau Komaromi, geborene Eva Angeli, heute 92 Jahre alt, hat diese schwere Zeit miterlebt. Ihre Familie ist geflüchtet und hat sich versteckt, um die Vertreibung zu vermeiden.

Das Programm haben die Lieder des Chors aus Érsekhalma beschönigt, dann haben die Schulkinder Verse rezitiert. Aus dem Tagebuch eines Ausgesiedelten haben zwei Schüler deutsch und ungarisch vorgelesen. Der Deutsche Nationalitätenchor aus Tschasartet hat Lieder über die Aussiedlung vorgetragen.

Elisabeth Petz, Lehrerin und Vorsitzende der örtlichen Deutschen Selbstverwaltung hat die Erinnerungen ihrer Mutter vorgelesen.



Frau Stadler, die Direktorin der Schule hat alle Anwesenden, vor allem die Schüler der Grundschule, zum Auspacken und Anschauen des Wanderbündels, das an diesem Wochenende nach Tschasartet gebracht worden ist, eingeladen. Das Wanderbündel ist seit April 2016 unterwegs, es wird in deutschen Nationalitätenschulen empfangen, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu erwecken.

Das Paket der Tschasarteter, einen Laib Brot und ein Glas hausgemachte Zwetschgenmarmelade, haben Frau Stadler und Elisabeth Petz, gemeinsam mit den Kindern in das Wanderbündel, neben die Sammlung der anderen schwäbischen Dörfer gelegt.

*Deutsche Selbstverwaltung, Tschasartet
26. Februar 2017*

Waschkut/Vaskút***Tafeleinweihung in Waschkút***

Im Januar 1944 wurden 307 vor allem deutschstämmige Personen aus Waschkut/Vaskút zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt. Im Rahmen des Gedenkjahres der in die Sowjetunion verschleppten politischen Gefangenen und Zwangsarbeiter wurden zahlreiche Gedenkstätten im Land eingeweiht. Auch die Selbstverwaltung der Großgemeinde Waschkut bewarb sich auf die Initiative von Frau Maria Erdélyi um Förderung einer Gedenktafel bei dem Ministerium für Humane Ressourcen. Die (leider nur einsprachig ungarische) Tafel wurde im Februar 2017 unter feierlichen Umständen eingeweiht.

**Az 1945-ben****Vaskút****közszégből elhurcolt****307 lakos****emlékére**

állította Vaskút Nagyközség Önkormányzata a Szovjetunióba hurcolt politikai foglyok és kényszermunkások emlékére alkalmából.



Honorarkonsulin der Bundesrepublik Deutschland Dr. Zsuzsanna Gerner ging in ihrer Festrede auf die historischen Ereignisse der damaligen Zeiten ein.



Im Programm wirkten die Schüler der Waschkuter Nationalitätengrundschule mit.



Der Waschkuter Chor sang in deutscher Sprache

**Quellen: E. Huber
www.vaskut-nagykozseg.hu**

Presseschau

Regentin und Reformerin: Österreich würdigt Kaiserin Maria Theresia

Von Matthias Röder,

Vor 300 Jahren wurde eine der später populärsten Figuren der österreichischen Geschichte geboren. Maria Theresia, 16-fache Mutter und Feindin von Friedrich dem Großen, ist zum Jubiläum eine umfassende Schau gewidmet.



Wien – Als ihr Mann am 18. August 1765 überraschend in Innsbruck starb, machte sich die zutiefst bestürzte Maria Theresia eine zahlenlastige Notiz: 335 Monate oder 1540 Wochen oder 10 781 Tage oder 258 744 Stunden.

Die Dauer ihrer Ehe mit Franz Stephan von Lothringen war für die Herrscherin die glücklichste Zeit ihres Lebens. «Sie hat ihn unglaublich geliebt», sagt die Kuratorin Elfriede Iby. Der etwa Din-A5-große Zettel ist eines der kleinen, aber bemerkenswerten Ausstellungsstücke der Schau «300 Jahre Maria Theresia: Strategin – Mutter – Regentin». In der Wagenburg des Schlosses Schönbrunn, im kaiserlichen Hofmobiliendepot in Wien und in den Land-Residenzen Schloss Hof und Niederweiden wird die Ausstellung (15.3.-29.11.2017) über Österreichs populäre Kaiserin präsentiert.

Die Beliebtheit verdankt sich einer Geschichtsbetrachtung, die manch dunklere Seiten wenig beleuchtet. «Sie war eine pragmatisch orientierte Reformerin, mit dem wirklichen Geist der Aufklärung hatte das nichts zu tun», sagt der Wiener Historiker Karl Vocelka. So habe die tief religiöse Maria Theresia eine starke Abneigung gegen Protestanten und Juden gehabt und auf deren Umsiedlung gedrängt. Die Hexerei sei in Österreich noch zu ihrer Zeit ein Straftatbestand gewesen, die Folter habe sie erst gegen Ende ihrer Amtszeit abschaffen lassen, meint Vocelka, der in der Ausstellung die Themen Außen- und Innenpolitik der Regentin behandelt.

Ein zentrales Dokument ist dort ausgestellt: Die «Pragmatische Sanktion», mit der Karl VI. 1713 alle Varianten einer möglichen Nachfolgefrage regelte – und die der später geborenen Maria Theresia als Frau den Weg zum Thron ebnete. Es sei aber – obwohl in vielen Schulbüchern so

dargestellt – kein speziell auf Maria Theresia gemünztes Gesetz gewesen. «Es wurde vier Jahre vor ihrer Geburt verfasst», sagt Vocelka.

Geprägt war die Zeit vom Siebenjährigen Krieg (1756-1763), in dem Preußen nach dem zu Österreich gehörenden Schlesien griff. Das Verhältnis zum Kriegsgegner Friedrich dem Großen sei zwar schlecht gewesen, das habe die Habsburgerin aber nicht daran gehindert, sich bei ihrer Schulreform und der Staatsorganisation an Preußen zu orientieren, meint Vocelka.

Maria Theresia führte 1774 die Schulpflicht für alle Kinder – Jungen wie Mädchen – im Alter von sechs bis zwölf Jahren ein. Zwar saßen in den Klassen teils 80 Schüler oder gar mehr, aber die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, erreichte zumindest in den Kernländern der Monarchie einen extrem hohen Wert. «Dort waren später nur drei Prozent der Bevölkerung Analphabeten – ein sensationeller Wert», so der Historiker.

Mit ihren eigenen Kindern – sie war 16-fache Mutter – ging Maria Theresia ebenfalls sehr modern um. «Die Erzieher hatten die Anweisung, auf die ganz individuellen Bedürfnisse jedes einzelnen Kindes einzugehen», sagt Iby. Darin seien sich die Eltern, wie in so vielem, völlig einig gewesen. An die aus dramatischem Anlass berühmteste Tochter Marie Antoinette – sie wurde als Frau von Ludwig XVI. in der Französischen Revolution 1793 hingerichtet – erinnert in der Ausstellung unter anderem ein wichtiges Porträtmal aus dem Schloss Versailles.

Im Hofmobiliendepot, das sich dem Thema «Familie und Vermächtnis» widmet, ist auch ein Prunkstück zu sehen, das wiederum eine höchst wertvolle Liebesgabe von Maria Theresia an ihren Gatten war. Der mit 2102 Diamanten und 761 Farbsteinen wie Smaragd und Rubin besetzte Edelstein-Strauß von 1760. Dank eines Liftings durch die Konservatoren werden sich die Blüten bis zur Schau auch wieder aufrichten – sie waren im Laufe der Jahrhunderte unter dem Gewicht der Edelsteine eher der Schwerkraft gefolgt.

Stets ganz in Schwarz nach dem Tod ihres Mannes gekleidet machte sich die immer melancholischere und schließlich wohl auch verwirrte Herrscherin früh Gedanken über die Art des Begräbnisses. Sie entschied sich für einen gewaltigen Doppel-Sarkophag, in dem die beiden Büsten der Eheleute eine zentrale Rolle bei der erhofften Himmelfahrt ins Jenseits spielen. Der Sarg gehört zu den spektakulären Stücken in der Wiener Kapuzinergruft – und lädt unabhängig von der Schau zum staunenden Betrachten ein.

Quelle: <http://the-germanz.de>



Kemend/Máriakéménd

Flucht und Vertreibung Teil 3
(Teil 1-2 siehe Batschkäer Spuren Nr. 44-45)

Elsa Koch geb. Beck wurde 1935 in Kemend/Máriakéménd geboren und war neun Jahre alt, als ihre Familie ihre Heimat verlassen musste. Sie hat die Flucht und Vertreibung ihrer Familie aufgezeichnet. Durch Eva Huber bekam unsere Redaktion ihr Schreiben.

Eines Tages hat es geheißen, alle sollen ihre Sachen zusammenpacken, wir werden auf die Dörfer verteilt. Am nächsten Tag fuhren Lastwagen vor und es hieß: "Familie Beck, Till, Hamhaber und Richter auf den nächsten Lastwagen aufsteigen." (Den Namen einer Familie habe ich vergessen).

Und so fuhren wir am 26. Februar 1946 nach Steinberg, Staig und Alheim. Nach Alheim kamen 8 Personen. Wir waren die ersten Flüchtlinge im Dorf. Der damalige Bürgermeister Karl Mangold hat uns empfangen und in sein Wohnzimmer gesetzt. Von seiner Frau bekamen wir ein Honigbrot und er hat schnell ein paar Gemeinderäte zusammengetrommelt und wir wurden dann in das Rathaus in Alheim gebracht. Die Gemeinderäte saßen hinter dem Tisch und wir standen, wie zu einer Versteigerung, davor. So wurde über uns verhandelt. Der Gemeinderat Schneider zeigte auf uns und sagte zum Anton Haag: "Done, nomm doch du dia Drei, noch hosch zwoi Mägd und a Kindsmagd au glei." Den ironischen Unterton habe ich sogar als Kind wahrgenommen. Und so kam es, dass der Bauer Haag uns mit nach Hause genommen hat.

Wir sind durch den Garten gegangen und kamen bei der hinteren Türe ins Haus. Ob die Bäuerin erschrocken war, dass ihr Mann ihr drei fremde Personen ins Haus brachte, das weiß ich heute nicht mehr, vorzustellen wäre es jedoch. Gerhard, ungefähr drei Jahre alt, sprang durchs Haus, Toni stand im Laufstall, sie wurde eine Woche später ein Jahr alt, die Bäuerin war hochschwanger und Walli kam drei Wochen später zur Welt. Eine Kindsmagd wurde also dringend gebraucht. Am Tag darauf wurde ich auch gleich in meine Aufgaben eingewiesen. Wenn die Bäuerin morgens im Stall war, musste ich die Kinder aus den Betten holen, anziehen, eine schwarze Brotsuppe vorbereiten und nach dem Melken in die Molkerei und danach in die Schule springen. Aus und vorbei war's mit meinem „Nachzügler-Bonus“, den ich in Kemend/Máriakéménd so sehr genossen hatte. Im Februar 1948 kam noch ein viertes Kind, der kleine Hans, zur Welt. Ich hatte Haags Kinder alle sehr gern, habe ich sie doch von ganz klein an betreut. Es waren sehr liebe Kinder und sie liegen mir heute noch am Herzen.

Den Gang zum ersten Schultag, den habe ich um ein paar Tage hinausgeschoben. Ich wusste ja, was auf mich zukommen würde. Ich hatte es ja schon einmal mitgemacht in Österreich. Sicherlich werde ich wieder wegen der Sprache und wegen der Kleidung ausgelacht. Und so kam es auch.

Am ersten Tag stand ich während der großen Pause ganz allein neben dem Hauseingang, dann kamen zwei Mädchen vorbei, hielten sich die Nasen zu und sagten: „Puh, geht weg von der, die stinkt nach Knoblauch“. Wir hatten doch gar keinen Knoblauch, wir haben doch bei Haags gegessen. Ich weiß heute noch wer es gesagt hat. Ein paar Tage später wurde ich wegen meines langen, roten Kleides ausgelacht. In St. Lorenzen haben wir bei Kriegsende „unsere“ deutschen Soldaten wiedergetroffen, die haben uns vom Lastwagen herunter zwei Soldatenmäntel geschenkt. Meine Mutter war eine fleißige Frau, sie konnte viel, doch nähen konnte sie nicht und trotzdem hat sie mir aus dem Futter eines Soldatenmantels ein Kleid genäht. Viel zu groß, damit es im nächsten Jahr auch noch passt. Den Stoff hat sie rot eingefärbt.

Ich weiß noch gut, dass mich die Erstklässler auslachten, wegen des langen Kleides. Sie riefen: „Alta Hex von Bodawix, woißt jo it wenn's Sonntag isch!“ Und zu allem Überfluss fing es auf dem Heimweg auch noch an zu regnen. Die rote Farbe lief mir über die Beine. Ich kam weinend nach Hause. Was mit dem roten Kleid passiert ist, weiß ich nicht mehr, doch ich hab es nie mehr angezogen.

In der Schule habe ich mich sehr wohl gefühlt. Bald hatte ich mich zur Klassen-besten hochgearbeitet und fühlte mich von meinen Schulkameraden angenommen. Ich war „Haages Els“ und gehörte dazu. Es war sicherlich auch ein Verdienst von Herrn Köder, dem Lehrer, denn in jeder Klasse waren Flüchtlingskinder und es wurde von ihm kein Unterschied gemacht, alle wurden voll integriert. Und ich möchte behaupten, die Flüchtlinge, welche hier noch zur Schule gingen, haben es sicherlich viel leichter gehabt, sich einzubringen und sie haben schneller dazu gehört und auch sehr schnell den schwäbischen Dialekt gelernt.

Wir dachten lange Jahre, wir gehören voll dazu, doch später kam dann nochmal eine kritische Phase, als uns Flüchtlinge niemand als Schwiegertochter oder als Schwiegersohn wollte. Doch auch dies haben wir geschafft.

Wir wohnten acht Jahre bei Haags, voll integriert im Haushalt. Wir hatten wohl zwei Zimmer, doch die ganze Zeit keine eigene Küche. Dass dies von beiden Seiten viel Entgegenkommen und Verständnis abverlangte, das dürfte einleuchtend sein. Es ging uns gut bei Haags, doch wurden wir noch lange vom Heimweh geplagt. Ich habe es lange Zeit vermieden zu sagen, wo ich geboren bin. Ich wollte nicht, dass jeder gleich merkt, dass ich ein Flüchtling bin. Heute

sage ich es, ohne dass ich danach gefragt werde, dass ich "Ungarndeutsche" bin.

Das ist mein Weg, der mir vorbestimmt war. Das ist mein Weg, den ich gehen musste. Heute stehe ich dazu. Es war jedoch ein langer Prozess und es mussten viele Wunden heilen. Heute möchte ich mit niemanden tauschen. Ich bin dankbar für meine schönen Erinnerungen an meine "alte" Heimat und auch dankbar für meine "neue" Heimat.

Doch obwohl es mir hier in der neuen Heimat an nichts fehlt und ich mich hier sehr wohl fühle, so zieht es mich doch immer wieder "heim" nach Kemend/Máriakéménd. Das Gefühl "heim zu kommen" kann ich nicht beschreiben, es ist ein Gefühl der Wärme, der Vertrautheit. Ich möchte nicht mehr für immer dort wohnen, denn man kann die Uhr nicht zurückdrehen. Kemend/Máriakéménd hat 1945 aufgehört ein deutsches Dorf zu sein. Die Bevölkerung wurde vollkommen ausgetauscht. Es geht jedoch weiter in Kemend/Máriakéménd, eben in anderer Art und Weise. Die "neuen" Kemend/Máriakéménd sind auch bemüht, dem Dorf wieder zu Anerkennung und Ansehen zu verhelfen. Vor allem der jetzige Bürgermeister Feri Rott und seine Mitarbeiterin Magdi Rott haben große Leistungen für den Erhalt der Gemeinde erbracht. Sie sind bemüht, alte Strukturen zu erhalten und wieder eine intakte Dorfgemeinschaft ins Leben zu rufen. Sie haben uns die Heimat bewahrt. Auch die jeweiligen Pfarrer der Gemeinde haben für das Dorf und vor allem für den Erhalt der Wallfahrtskirche Großes geleistet. Nicht vergessen darf man

"unseren" Adam Rogner, ein Urgestein, ein gebürtiger Kemender, der nach der Flucht wieder zurückgekommen ist und sein eigenes Haus wieder gekauft hat. Adam hat uns "alten" Kemendern immer das Gefühl gegeben "willkommen" zu sein.

Zwischen den "alten" Kemendern herrscht auch heute noch ein unwahrscheinliches Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Dorfgemeinschaft, die Vertrautheit und Wärme ist auch nach Jahrzehnten noch zu spüren, was mich immer wieder sehr berührt. Zweimal im Jahr gibt es ein "Kemender-Treffen", im Frühjahr das Bratwurstessen in Langenau und im Herbst trifft man sich in Wolnzach/ Bayern, wo der größte Teil der geflüchteten Kemender landete, denn dort hin ging der zweite Transport. Es werden jedoch immer weniger bei diesen Treffen, weil die Alten nicht mehr können oder zum großen Teil schon gestorben sind und ihre Nachkommen haben verständlicherweise kein Interesse.

Immer wieder finden auch Kemender-Treffen in der alten Heimat statt. Von den "neuen" Kemendern werden wir stets freundlich aufgenommen und bestens bewirtet, was nicht selbstverständlich ist. Wir "alten" Kemender wissen dies dankbar zu schätzen und wir sind froh, dass wir immer wieder "heimkommen" dürfen.

Denn trotz der bitteren Erfahrung der Flucht und Vertreibung sind doch fast alle ehemaligen Kemender ihrer alten Heimat treu geblieben und sie kommen immer wieder gerne zurück.

Spuren suchen, Spuren hinterlassen!



Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschka



Volkstracht

Die Tracht der Ungarndeutschen in Almasch/Bácsalmás Teil 3 (Teil 1-2 siehe Batschkäer Spuren Nr. 44-45)

Unlängst erschien das Büchlein „Die Tracht der Ungarndeutschen in Almasch/Bácsalmás“ von Éva Németh-Bittner, in dem sie die Tracht ihrer Vorfahren in Almasch/Bácsalmás vorstellt. Als authentische Quelle zu ihrer im Jahre 1979 zusammengestellten und im Jahre 2016 neu bearbeiteten Sammlung dienten die Erzählungen und genauen Beschreibungen ihrer Urgroßmutter (Frau Theresia Schoblocher geb. Bittner) und weiterer Gewährspersonen ihres Heimatortes. Durch die Beschreibung der Entwicklung der Tracht ist es der Autorin gelungen, wichtige Spuren und Werte aus unserer schwäbischen Vergangenheit aufzuzeichnen und sie durch die Herausgabe des Buches für die nächsten Generationen zu bewahren. Wir veröffentlichen in mehreren Teilen Auszüge aus ihrer Sammlung.

Die Erstkommunion

Die Jungen und die Mädchen kamen in der dritten Volksschulklasse zur Erstkommunion. Das Haar des Mädchens hing lang, darauf saß ein Kranz aus weißen Wachsblumen. Unter dem Kranz befand sich ein weißer Schleier. Der Schleier war früher nicht immer in Mode. Das weiße Kleid reichte unten bis zum Knie. Früher war es ganz lang und aus Chiffon. Das Hemd kam in das Unterkleid, es war verziert. Die weißen Strümpfe wurden gekauft. Die Schuhe waren aus Leder in zweierlei Farben, weiß oder schwarz.

Die Jungen waren kurz geschoren. Sie trugen schon einen schwarzen Hut, mit einem großen Schirm. Das Hemd war aus weißem Leinen. Es hatte einen Kragen und lange Ärmel, es war unten und vorn zugeknöpft. Halsmasche trugen sie noch keine, nur später. Die Weste kam über das Hemd. Westen gab es in jeder Farbe. Die Hose war auch aus dem gleichen Stoff wie die Weste und die Jacke. Zur Kommunion wurde ein dunkles Gewand genäht oder gekauft. Sie trugen Schuhe aus schwarzem Leder.

Die Firmung

In jedem vierten Jahr war in Almasch Firmung. So kam es, dass bei der Firmung immer vier Jahrgänge zusammenkamen.

In der Frisur des Mädchens gab es hier schon eine Änderung. Das Haar wurde geflochten in Kringel gesteckt oder gebrannt. Es wurde links und rechts mit einem Kamm festgesetzt. Das Kleid bestand aus zwei Teilen, aus der Bluse und aus dem Oberkleid. Die Bluse war langärmelig, vorn mit kleinen weißen Knöpfen zugeknöpft. Der vordere und der hintere Teil der Bluse waren kurz.

Es gab zwei Unterkleider, das eine war aus Chiffon, das andere aus Barchent. Das Oberkleid hatte Falten. Die Bluse und das Oberkleid waren aus weißem Lüster. Auch die Strümpfe waren weiß. Die Lederschuhe in weißer und schwarzer Farbe waren in Mode.

Die Jungen zogen ein weißes Hemd aus Leinen an. Darauf kamen die Jacke und die lange Hose. Sie waren aus schwarzem oder dunkelblauem Stoff. Unter der Jacke war die Weste. Sie war aus Seide und geblümt. Die Unterhose

war aus Barchent. Die Schuhe waren aus schwarzem Leder. Auf den Kopf setzte man einen Hut auf.

Die Kleidung des erwachsenen Mädchens

Die Schulpflicht dauerte sechs Jahre. Die meisten Mädchen blieben danach zu Hause. Die Mädchen waren für die Mutter Stütze bei der Hausarbeit. Werktags zogen sie Wäschekleider in allerlei Farben mit einer Schürze an. Die Schürze war viereckig und wurde hinten mit einer Schürzenschnur zugebunden. Das Halstuch, meistens aus brauner und gelber Wolle, kauften sie fertig. Auch die Strümpfe waren bunt. Werktags zogen sie Patschker, sonntags Lederschuhe an. Die Frisur musste sonntags schön glatt anliegend und mit einem falschen Zopf eingeflochten werden. Werktags trugen sie einen „Kringelschopf“ („Nest“), links und rechts wurden Haarnadeln oder ein Kamm eingesteckt.

Der Schnitt der Bluse änderte sich mit der Zeit. Die Bluse war besser anliegend, beim Kreuz ganz schmal eingenäht, unten ein bisschen breiter. Man trug die Bluse über dem Rock oder unter der Schürze. Beliebte war der kleine „liegende Kragen“. Die Ärmel der Bluse waren bei den Schultern gezogen und verengten sich nach unten. Der Rock reichte bis zu den Schuhen. Er bestand aus drei-vier „Blättern“ und war an der Seite gebunden. Darauf kam die Schürze.

Die Kleidung des Jungen

Die Jungen arbeiteten mit ihrem Vater auf dem Feld. Mit ca. 18 Jahren haben sie schon geheiratet. Es gab nur wenig Burschen, die ledig zum Militär gingen.

Werktags hatte der Junge ein Kattunhemd bei der Arbeit an. Sonntags war das Hemd aus weißem „Leinen“. Zur Arbeit wurden „Jupe“, Jacke und Hose getragen. Diese waren aus Stoff.

Das Haar war kurz gehalten und nach hinten gekämmt. Schuhe und Stiefel trug man an den Füßen.

Die Tracht der Braut

Kein Fest blieb so in Erinnerung, wie gerade das Hochzeitsfest. Wenn eine echte schwäbische Bauernhochzeit gefeiert wurde, kam die ganze Verwandtschaft zusammen, was bei keiner anderen

Gelegenheit der Fall war. Die Mädchen waren mit 16, die Burschen mit 18 im heiratsfähigen Alter. In dieser Zeit begann bei den Eltern die Ausschau. Die Patin half bei der Frisur. Das Haar wurde „ausgebrannt“ und in Kringle gesteckt. Darauf kam der weiße Kranz aus Wachsblumen.

Einen Schleier trug die Braut seit 1910. Früher trug sie ein seidenes Halstuch als Schleier.

Das Brautkleid bestand aus zwei Teilen. Das Oberkleid reichte bis zu den weißen oder schwarzen Schuhen. Die Ärmel des Kleides waren lang, die Handschuhe weiß. Drei geschlungene Unterkleider wurden übereinander gezogen und hinten zugebunden. Darauf kam der Seidenrock. Er bestand aus vier „Blättern“ und wurde an der Seite gebunden. Die Farbe war weiß, früher schwarz. Die Bluse kam auf den Rock. Die Farbe war ähnlich wie beim Rock. Es gab solche, die beim Kreuz eingenäht wurden. Diese nannte man „Scheselblus“. Die meisten hatten einen langen Oberteil. Der Schnitt war ähnlich wie beim Ballkleid. Der Kragen war rund. Die Ärmel hatten einen Umschlag. Früher trug man um die Brust einen „Brustkranz“. Die Schürze war auch aus Seide, so wie das Kleid. Sie wurde vorn gebunden und war auch schwarz, so wie die Strümpfe und die Schuhe. Als das Weiße in die Mode kam, gab es keine Schürze mehr und die Bluse war auch länger.

Die Braut zog sich abends um, sie zog sich ein Stoffkleid an, dann blieb der Kranz noch auf dem Kopf. Als sie den Kranz

mit der Haube vertauschte, zog sie ein anderes Kleid an, es war wieder weiß, meistens aus Seide, mit einem seidenen Halstuch oder einem „Wollhalstuch“. Die Strümpfe und die Schuhe blieben.

Die Tracht des Bräutigams

Nachdem die jungen Leute sich einig gewesen waren, kamen die Eltern des Bräutigams zur Brautschau. Dann musste der Bräutigam die Braut verlangen.

Der Bräutigam hatte dunkle, aber manchmal auch braune oder graue Kleidung. Das Hemd war aus weißem Leinen. Früher hatte es keinen Kragen, dann nur einen kleinen und später einen spitzigen. Die Krawatte kam erst in den 1920-30er Jahren in die Mode. Der Bräutigam trug eine weiße Krawatte. Die Weste kam aufs Hemd, sie war früher hoch bis an den Hals zugeknöpft, später dreieckig ausgeschnitten. Sie war aus Seide oder „plisgeblumt“. Die Jacke war aus Stoff, zuerst einfarbig, später gestreift. Vorn waren drei oder sechs Knöpfe, unten am Ärmel zwei oder drei kleine Knöpfe und am Kragen Wachsblumen. Die Hose war auch aus dem Stoff, wie die Jacke. Nach der langen Hose kam die Stiefelhose, später wieder die lange Hose. Zur Stiefelhose zog man die Stiefel an, die schwarz waren. Der Hut war auch schwarz und rund. Daran steckte man auch Wachsblumen.

Fortsetzung folgt



Das Trachtenbuch von Éva Németh-Bittner wurde am 15.12.2016 im Kulturzentrum in Almas/Bácsalmás von der Autorin im Rahmen einer Fotoausstellung präsentiert. An dem vom Deutschen Verein Bácsalmás organisierten Programm wirkten in Volkstracht gekleidete Schüler mit.



Ungarndeutsche Literatur*Josef Michaelis**Josef Michaelis*

Die Donau läuft den alten Heimweg
Perlschäume locken sich ins Grau –
Blechzillen wiegen sich am Schiffssteg
das Seegras segelt seidenlau

Ein Baum kämmt sich im Wasserspiegel
die Zweige schwingen lind im Wind
am Ufer schleicht ein flinker Igel
müde Schatten tapen blind

Hier stimmen Weidencellos Lieder
ihr Klangespinst füllt aus die Nacht
im Rauch legen sich Lichter nieder
der Mond durchbricht die Wolken, sacht

So sieht er mich im Flugsand sitzen
versinken in des Denkens Fluss
ahnt nichts von Felsenklippenspitzen
spürt nicht den Schmerzentropfenguss

*Abend am Donauufer*

Ich hör' Geräusche aus dem Wasser
im Nebel schwarz schwebt ein Gespenst
„Wer bist du, Geist, du Abendblasser?“
Ein Klotz taucht auf vom Schein umkränzt

Er schweigt nur steinstumm auf die Störung
prallt mehrmals noch das Ufer an
dann schwimmt er wieder mit der Strömung
wagt sich ans Strudeln schnell heran

Der Sumpf entschwindet in der Ferne
die Einsamkeit nimmt den Beginn –
am Himmel flammen keine Sterne
mir bloß dämmert ein Licht im Sinn:

Wie Triftholz schwimmt als Wellenreiter
wie Treibsand wandert immerfort
so wälzt auch mich das Leben weiter
nie find' ich einen Zufluchtsort

*Georg Fath*
Vergißmeinnicht

Im Wiesengrund, am Bachesrand,
auf frischer grüner Au,
dort blüht so sanft, fast unbekannt,
ein Blümlein himmelblau.

Die Sprache ist so sanft und mild,
die dieses Blümlein spricht,
ein liebes, innig frohes Bild,
stets nur: ‚Vergißmeinnicht‘.

Ich hebe dieses Blümlein
voll Andacht himmelwärts,
und pflanz es einem Mägdlein
sehr tief ins warme Herz.

*Valeria Koch*
Ein Kind erzählt

Die Blätter sind die Augen
der Bäume.
Du glaubst wohl,
ich träume.

Im Winter
schlafen die Bäume.
Sie haben
blätterlose Träume.

Der Frühling öffnet
die Augen der Bäume.
Glaubst noch,
ich träume?

*Bela Bayer*
Sonett

Ich liebe dich wie der Herbst
seine dornigen Wildkastanienpuppen
liebt, und wie die Ideen
die Ordnung unsrer Worte liebt.

Ich liebe dich, wie der Wind
seine eigene Flucht,
über die Strenge der sinnenden
Schneefelder liebt.

Ich liebe dich wie das Geschwätz
der Säfte in den Hymnen
der knallenden Knospen.

Ich liebe dich so, wie die
betäubenden Ähren die goldene
Belastung des Sommers lieben.

Geschichten aus der Kaiserstadt*Ball in der Hofburg*

Eins, zwei, drei. Eins zwei drei. Bei den vielen schwungvollen Drehungen wird einem ganz schwindlig. *Vor allem muss ich aufpassen, dass ich nicht auf mein bodenlanges Kleid trete. Auf die Kleider der anderen sollte ich ja schon längst nicht treten!* Im Ballsaal der Wiener Hofburg wird es ganz schön eng, wenn Hunderte von Paaren auf den Takt der „An der schönen blauen Donau“ walzen. Das ist Johann Strauß' weltberühmtes Werk, das seine Benennung angeblich einem Gedicht zu verdanken hat. Die Kuriosität dabei ist, dass der ungarische Dichter, Karl Isidor Beck gar nicht die Wiener Donau, sondern den Fluss seiner Heimatstadt Baja versifizierte. *Ja, Baja war und ist halt eine großartige Stadt!!!*

*Und ich sah Dich reich an Schmerzen
Und ich sah Dich jung und hold
Wo die Treue wächst im Herzen
Wie im Schacht das edle Gold,
An der Donau,
An der schönen, blauen Donau.*

*In den Sternen stand's geschrieben
Daß ich finden Dich gemußt
Um auf ewig Dich zu lieben,
Und ich las es mit zur Lust,
An der Donau,
An der schönen, blauen Donau.*



(Die ersten zwei Verse des Gedichtes „An der Donau“ von Karl Isidor Beck.)

Zum größten Ball der Studierenden in Wien und sogar in Europas wurden mehr als 4000 Gäste erwartet, Studenten so wie auch prominente Persönlichkeiten. Die Hofburg bietet für dieses Ereignis einen exklusiven Ort. Wo vor hundert Jahren die Kaiser tagsüber im Schatten der grandiosen Lüster, zwischen den riesigen Marmorsäulen, auf dem roten Teppich der prunkvollen Räume spazierten, dort trappeln heute Abend auch wir, bescheidene Studenten. Wenn gerade nicht getanzt wird, werden mit der prachtvollen Hofburg als Hintergrund Fotos und Selfies geschossen. *Und wer wohl der prominenteste der Anwesenden ist?* Das ist eindeutig der Kaiser Franz Joseph, wessen Statue von den Gästen rumgeschwärmt wird, da jeder ein gemeinsames Foto mit Franz haben will.

Man fühlt sich auf dem Ball wie eine Prinzessin! Sobald die Beine aber nicht mehr Schritt halten können, macht man sich auf den Heimweg. Da auf uns keine Kutsche vor dem Tor wartet, gehen wir zu Fuß los. Obwohl die Katzenkopfpflaster des Heldenplatzes einem das Laufen in hochhackigen Schuhen so richtig schwer machen, verliere ich meinen Schuh nicht.

Naja, wie auch im wohlbekanntem Märchen, muss der Zauber dieser Ballnacht einmal zu Ende gehen.

Ingrid





Rätsel

Rätsel zum Thema Fasching

1. Fasching beginnt am Dreikönigstag und dauert bis zum _____.

2. Typisches Gebäck der Faschingszeit.

3. Faschingsumzüge der Ungarndeutschen fanden üblicherweise an diesem Tag der Faschingswoche statt.

4. Im Rahmen dieses Fruchtbarkeitsumzuges mussten die ledig gebliebenen Mädchen und Frauen als Strafe einen Baumstamm oder Pflug durch die Straßen ziehen.

5. Es war verboten _____ zu backen, weil das den Tod eines Verwandten brachte.

6. Der letzte Tanz am Faschingsdienstag in Hajosch, bei dem man je höher springen sollte.

7. Wie der Faschingssonntag, so das _____.

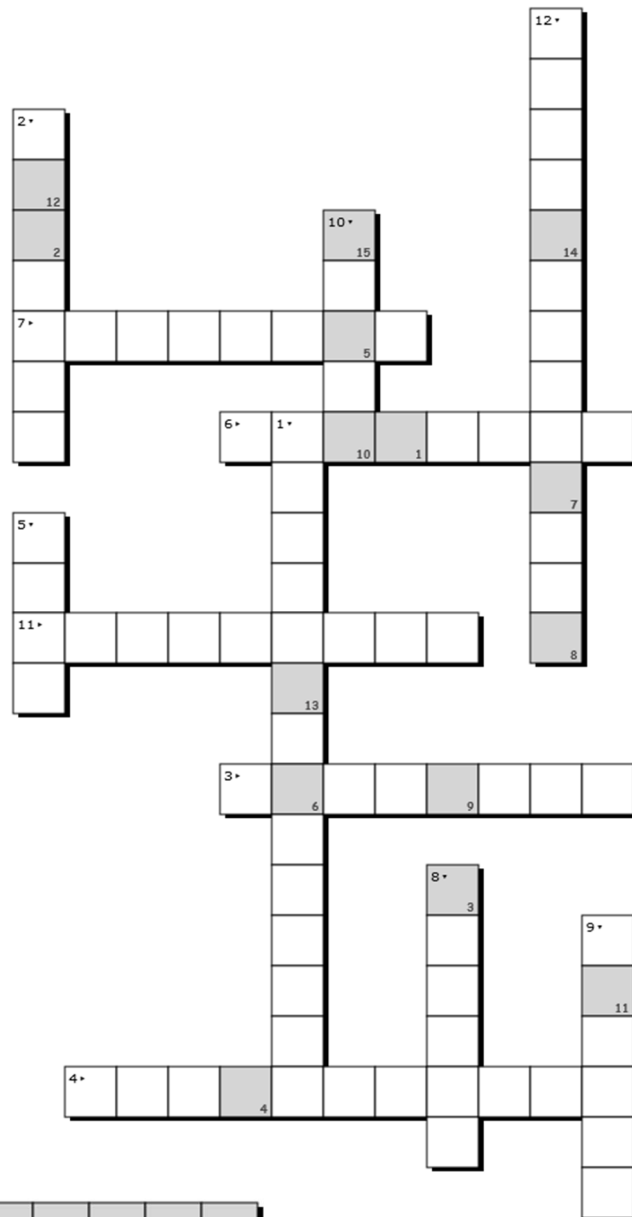
8. Wie der Faschingsmontag, so der _____.

9. Ein beliebter Brauch während der Faschingszeit war/ist der _____ schlagen.

10. Es war verboten zu _____, weil die Hühner sonst nicht gut legen.

11. Wenn man die Faschingskrapfen in der Sonne isst, muss man die _____ in der Stube essen.

12. So wird der erste Sonntag nach der Faschingszeit genannt.



(Lösung: Siehe auf Seite 45)

*Es gibt Augenblicke, in denen man nicht nur sehen, sondern ein Auge zudrücken muss.
/Benjamin Franklin /*

*Nur Kinder, Narren und sehr alte Leute können es sich leisten, immer die Wahrheit zu sagen.
/Winston Spencer Churchill /*



Batschkaer Ahnenspiegel

Lebensart Teil 15
Aus der Sammlung von Konrad Gerescher

Entkleidung der Braut

Am späten Abend wurde der Braut der Schuh gestohlen und bei - amerikanischem - Versteigern wieder der Braut zurückgekauft. Um Mitternacht nahm der Bräutigam der Braut den Schleier und das Kränzchen vom Kopf und setzte ihr eine Haube (Schopf) auf. Danach tanzte die alte Patin mit der Braut den ersten Schopftanz und gab sie bald weiter, so dass nacheinander alle Gäste, Männer und Frauen mit ihr tanzen konnten. Für diese Ehre taten wieder alle ein-zwei Geldscheine in das Bastkörbchen (Packsimbl), das die Patin herumtrug und danach bei sich für das junge Paar aufbewahrte. Wenn es den Freunden (Kumrada) beim Schopftanz gelang, die Braut zu stehlen, so musste der Bräutigam sie suchen und mit Freigetränk (Aldumasch) loskaufen. Gegen Morgen verschwand das junge Paar in seinem Schlafzimmer.

Hochzeitsdauer

Eine bäuerliche Hochzeit dauerte drei Tage, von Freitag bis Sonntag oder von Samstag bis Montag. Wenn zuerst, was früher der Fall war, kirchlich geheiratet wurde, war diese Trauung am Samstag und die standesamtliche am Montag darauf. In neuerer Zeit, zwischen den Weltkriegen, heiratete man im Gemeindehaus am Samstagvormittag und die kirchliche Trauung war entweder am Samstagnachmittag, mit einer eigenen Messe, oder Sonntagvormittag im öffentlichen Hochamt. Aber auch dann galt der Montag noch als dritter Hochzeitstag.

Gründung des Hausstandes

Gleich nach der Hochzeit wurde das gesamte Aussteuersach aus dem Hause des Bräutigams in das zukünftige Wohnhaus der jungen Eheleute gebracht. Ebenso die Schlafzimmereinrichtung, die Milchkuh, ein Kälbchen, die Familientruhe - wenn die Braut eine geerbt hatte oder vom Vater eine neue bekam - und alles andere, das aufzuführen eine lange Litanei ergäbe. Man muss aber auch sagen, dass ein genaues Aufzählen einen bei den Jungverheirateten ein wenig in Verlegenheit bringen würde, weil man ja - wie schon erwähnt - in manchen Fällen vor der Hochzeit, auf Probe zusammengezogen ist und dann schon Sachen zum Zukünftigen brachte; das Bett oder die andere Einrichtung waren auch schon dort 'auf Probe'.

Mischehe

Mehr als Probe war der Umzug nur bei den wenigen! Mischehen mit Ungarn: Das Wegbringen von Brautsachen gehörte schon zur Hochzeitsfeier und wurde von der Kameradschaft einige Tage vor der Trauung erledigt; schön gekleidet und mit viel Wein und Ujujuuu ging man zu den Brauteltern und fragte sie nach dem Brautbett aus - ob es neu oder alt ist, schmutzige oder saubre Wäsche hat - und ob man es mal sehen könnte; die Eltern mussten es zeigen, und die Junge Halt hat mit viel Jubilieren und Gelächter mal ein Polster und mal die Tuchent aufgehoben; bei dieser Gelegenheit tat der Nächstbeste ein Nest voll junger Mäuse in den Strohsack oder unter das Federbett und gleich als ihm das gelang, fing er an zu schimpfen über den Schmutz und Gestank, der aus dem Bett kam.: 'So ein Bett könnte man keinem rechten Mann ins Haus bringen - und wenn doch, dann würde das einige Aldumasch mehr kosten!' Die Brauteltern erwarteten natürlich so etwas schon und rückten gleich das Geld heraus. Darauf lud die junge Männergruppe (Puwahalt) gerne das Bett auf einen Wagen und fuhr es in das Haus des Zukünftigen.

Fortsetzung folgt

Bitte unterstützen Sie mit 1% Ihrer Steuern

die Herausgabe der Zeitung „Batschkaer
Spuren“!

Steuernummer: 18360268-1-03
**Gemeinnützige Stiftung für das
Deutschtum in der Batschka**

oder

den Batschka Deutschen Kulturverein
Steuernummer: 19045762-1-03

Kérjük, támogassa adójának 1 %-val

a „Batschkaer Spuren“ című újság kiadását!

adószám: 18360268-1-03
Bácskai Németekért Közalapítvány

vagy

a Bácska Német Kulturális Egyesületet.
adószám: 19045762-1-03

Kindergarten*Ungarndeutsche Hochzeitswoche im Damjanich-Kindergarten*

Vom 20. Februar bis zum 24. Februar haben wir eine schwäbische Hochzeitswoche in der Igel-Gruppe im Damjanich-Kindergarten organisiert. In dieser Woche haben die Kinder ungarndeutsche Hochzeitsbräuche kennen gelernt.



Wir haben die Kinder mit den schwäbischen Tänzen wie „Kisschentanz“, „Ich seh dich“, „Kopf zomm“ bekannt gemacht.



Die Gruppe hat die Hochzeitssitten der Vergangenheit und der Gegenwart kennen gelernt.

Wir haben uns mit der Volkstracht der Braut und des Bräutigams beschäftigt. Die Kinder haben Bilder über die Trachten gesehen. Sie haben Volkstrachtuppen aus Holzlöffeln gebastelt.



Wir haben das Gruppenzimmer und die Tür mit Rosmarinweigen und mit weißen Bändern geschmückt. Am Hochzeitstag haben wir den Topfkuchen fürs Hochzeitsessen gebacken. Wir haben die



Vorbereitungsschritte gesehen. Die Kinder haben die schwäbische Kleidung angezogen. Wir haben damit die ungarndeutsche Tradition gepflegt.

Der Hochzeitszug ist „in die Kirche“ gegangen. Der Zeremonie folgten die Hochzeitstänze und das Hochzeitsessen.

Während der Verarbeitung des Themas haben die Kinder die Hochzeitsbräuche kennen gelernt und neue Kenntnisse erworben.

Diese Woche ist sehr interessant gewesen. Die Kinder haben an allen Tätigkeiten gern teilgenommen.

Brigitta Bach-Nyiraty
Kindergärtnerin im Damjanich-Kindergarten

Ein Menschenleben ist so lange intakt, wie sein Rhythmus vom Herzschlag Liebe bestimmt wird.

Je mehr man liebt, umso liebenswerter erscheinen einem die Mitmenschen.

Menschen, die wir lieben, sind unser Zuhause, selbst wenn sie fern von uns weilen.

/Jakob Ternay/

Grundschule*Meine Oma hat erzählt*

„Meine Oma hat erzählt“ – mit diesem Titel schrieb die Hajoscher Deutsche Nationalitäten-Selbstverwaltung ein Preisausschreiben für Schüler aus, die sich für das Schicksal ihrer Familien interessieren. Bewerben konnten sich Schüler der 6.-8. Klasse in zwei Themen: „Die Verschleppung der Hajoscher Schwaben zum ‚malenkij robot‘“ und „Die Vertreibung der Hajoscher Schwaben aus ihrem Haus und ihrer Heimat“.

Im Folgenden veröffentlichen wir drei von den eingetroffenen Arbeiten.

Malenkij robot oder Aussiedelung? Ich habe meine Oma gefragt. Und sie hat erzählt.

Sie hat über ihre Familie gesprochen. Ihr Vater hat beides erlebt. József Fuszenecker war 44 Jahre alt, als ihn jemand angezeigt hat, dass in seiner Familie ein Mann und seine zwei erwachsenen Töchter sind, die in Russland arbeiten könnten. Er hat ein Loch in einen Strohhaufen gemacht und hat sich immer dort versteckt. Jemand hat ihn aber entdeckt und verraten. Im Januar 1945 sind Nationalgardisten gekommen

und zu seinem Unglück war er gerade nicht im Strohhaufen, er hat in der Küche gefrühstückt. Man hat ihn und seine zwei großen Töchter zum Rathaus gebracht. Das erste Mädchen war zu klein und schwach, das zweite sagte, dass sie schwanger ist, deshalb durften sie zu Hause bleiben. Ihr Vater hat man aber nach Russland zur Zwangsarbeit mitgenommen. Mein Urgroßvater, József Fuszenecker ist im November 1946 nach Hause gekommen. Er war krank, abgemagert und müde. Er hat seiner Familie darüber erzählt, dass sie im Lager



Das ist (wahrscheinlich) das Hochzeitsbild von Stephan Fuszenecker und Theresia Stadler, die Eltern von Munding Istvánné (geb. Theresia Fuszenecker), die im Aufsatz die Oma ist, welche die Geschichte von ihrem Vater erzählt. Stephan Fuszenecker wurde 1945 nach Russland verschleppt und als ihre Ehefrau die Nachricht hörte, dass einige Gefangene von Russland zurückkehrten, hat sie das Hochzeitsbild zerschnitten und das Bild von ihrem Ehemann den Zurückgekehrten gezeigt, ob sie etwas von ihm wissen.



immer hungrig waren. Sie haben sehr wenig zum Essen bekommen. Wenn sie konnten, haben sie die Russen, die in der Gegend gewohnt haben, aufgesucht und von ihnen etwas zum Essen gebettelt. Einige Russen haben sie weggejagt, aber einige waren gutherzig. Von ihnen haben sie ein bisschen Rübensuppe, oder ein paar Kartoffeln bekommen. Später hat eine Frau aus Hajós in der Küche gearbeitet, sie hat auch meinem Urgroßvater öfter Lebensmittel gestohlen. Die Leute, die nicht so viel Glück hatten, sind verhungert. Viele sind erfroren, oder an Krankheiten gestorben. Für die Leichen hat man ein großes Loch ausgegraben. 2-3 Männer haben die nackt ausgezogenen Körper in die Grube geworfen. Als die Grube voll war, hat man sie zugeschüttet. Mein Urgroßvater hat überlebt und ist nach Hause gekommen. Er war sehr krank und schwach. Zum Ausruhen und Genesen hatte er aber keine Zeit. Nach fünf Monaten, am 17. April 1947 kamen wieder Nationalgardisten. Die Familie hat 5-6 Stunden bekommen, in der Zeit mussten sie die wichtigsten Sachen in ein Bündel zusammenpacken. Die Oma meiner Oma war davon überzeugt, dass man sie nicht aus dem Haus jagen kann, weil sie Kriegerwitwe war. Aber als die Gardisten zurückgekommen sind, gab es keine Gnade, sie haben auch die alte Frau aus dem Haus gesperrt. Die ganze Familie, meine Oma, ihre Eltern und ihre Urgroßmutter mussten ihre Sachen auf einen Lastwagen aufladen, womit man sie zusammen mit einer anderen Familie nach Vaskút transportiert hat. Da haben sie eine

Woche in einem Haus verbracht. Sie haben von dem netten Hausherrn Lebensmittel und Unterkunft bekommen. Von dort hat man sie nach Csávoly gebracht. Meine Großmutter war damals erst acht Jahre alt. Ein Wächter hat sie vom Lastwagen gehoben und zu ihr gesagt:

„Pass gut auf, Mädchen! Ihr seid jetzt frei, wenn euer Haus leer ist, könnt ihr zurückgehen.“ Das hat sie ihrer Mutter erzählt, die gleich nach Hajós gehen wollte. Meine Oma wollte mitgehen, aber ihre Großmutter hat das nicht erlaubt. Die Familie ist dort geblieben, sie saßen in einer Toreinfahrt und warteten. Die Mutter ist in Hajós zuerst zu ihrer Schwester gegangen. Sie hat nicht einmal gefragt, woher sie kommt, ob sie ein Glas Wasser möchte, ob sie müde ist, sie hat ihre Schwester einfach weggejagt. Omas Mutter war sehr verzweifelt. Sie ist zu ihrem Haus gegangen, sie dachte, die Leute da sind auch keine Menschenfresser. Die neuen Einwohner waren sehr nett. Sie haben erlaubt, dass meine Oma, ihre Mutter, ihr kranker Vater, und ihre Großmutter ins Kellerdorf, in ihren eigenen Keller ziehen. Dort haben sie drei Monate gewohnt. Von dort ist meine Oma jeden Tag zu Fuß in die Schule gegangen.

Leider leben heute nur noch wenige Leute, die diese schrecklichen Zeiten überlebt haben und darüber noch erzählen können. Ich hoffe, dass wir so etwas nie erleben müssen.

Rita Munding

Zwangsarbeit - Erinnerungen von meiner Urgroßmutter:

Am 30. Oktober 1944 hat die russische Armee Hajós besetzt. Am ersten Weihnachtstag haben die Russen die Leute gesammelt und zur Zwangsarbeit verschleppt.

Die jungen Leute haben sich auf den Feldern versteckt. Am Abend haben die Eltern für sie etwas zum Essen hinausgetragen. Meine Urgroßmutter haben sie am 6. Januar 1945 ins Rathaus hineingenommen. Das war der Tag der Heiligen drei Könige. Sie hat gemeint, dass sie nicht wegfahren muss, weil sie ein kleines Kind hat. Aber das war nicht so!

„Im Rathaus waren einige Leute, Richter Sziegl und Tante Juli, sie war Hebamme. Sie sortierten uns. Wir waren im Rathaus eine ganze Nacht eingesperrt. Früh am Morgen kamen meine Eltern und mein Kind, um Abschied zu nehmen. Um 10 Uhr fuhren wir weg. In jedem zweiten Auto waren russische Soldaten. In Császártöltés haben wir vor der Kirche eine kleine Pause gemacht, von dort fuhren nach Kiskunhalas, in die Baracke. Dort haben sie schon auf uns gewartet.

9. Januar 1945: Mit unserem Gepäck haben sie uns gezählt und dann mussten wir in einen Rindwagon hineinklettern. Von unten hat jemand ein Loch ausgeschnitten, das war unsere Toilette. Wir haben einen alten Ofen in den Wagon bekommen. Es war sehr kalt. Wir waren 20 Tage unterwegs. Und dann sind wir in Krivajrozs Dombasz angekommen. Sie haben uns in die Richtung des Lagers getrieben. Im Lager waren die Häuser leer und kalt. Uns hat es sehr gefroren, wir mussten weinen, waren auch hungrig. Am Morgen haben wir zu Essen eine Kelle schwarzen Kaffee und halb Kilo Brot bekommen, zum Mittagessen haben wir zwei Esslöffel Mus und eine Kelle Suppe aus Kohl, Rübenblätter, grüne Tomaten oder Nessen gegessen. Das haben wir Monate lang bekommen.

In der großen Kälte mussten wir draußen arbeiten. Mit einem Hammer mussten wir Steine brechen. Wer nicht schnell gearbeitet hat, ist schnell gefroren. Später konnte man sich anmelden zur Putzfrau. Das habe ich getan. Dort haben wir zum Frühstück schwarzen Kaffee und halb Kilo Brot, zum Mittagessen Suppe und zwei Löffel Mus bekommen. Zum Abendessen war nichts. Das habe ich drei Monate lang gemacht. Dann habe ich in der Waschküche gearbeitet. Dort haben wir auf die kranken Leute gewaschen. Damals war ich von den vielen Flöhen, Wanzen und Läusen krank. Im Jahre 1945 sind viele Leute gestorben, 6-10 Menschen pro Tag.



Im Herbst 1945 haben uns die Russen ein Badezimmer und einen Desinfektionsraum gebaut. Dann konnten wir uns schon waschen und die Flöhe aus unseren Kleidern entfernen. Dann konnte ich drei Monate in der Küche arbeiten. Nach dieser Arbeit war ich zwei Monate in einem Sägewerk. Danach habe ich mich in die Mine gemeldet. Dort haben wir schon 1 Kilo Brot pro Tag zum Essen bekommen.

Da kamen Weihnachten 1945. Die deutschen Männer durften einen Weihnachtsbaum aufstellen. Wir durften auch zu ihnen gehen, zum Weihnachtsbaum und dort haben wir an unsere Familie gedacht. Wir mussten alle weinen.

1946 hat mein Verwandter einen Brief nach Hause geschrieben. Aus der Antwort habe ich gewusst, dass mein Mann von der Gefangenschaft schon zu Hause ist.

Im Herbst 1946 konnten auch wir schon monatlich Briefe schreiben. Im August 1947 ist ein Transport nach Hause gefahren. Wir haben sehr geweint, weil wir hier bleiben mussten.

Ende August haben sie das Lager in Krivajrozs zugesperrt. Dann mussten wir nach Anyinka in die Mine, dort arbeiteten wir in drei Schichten. So ging es bis Oktober 1947. Dann kam der Transporttreiber und hat gesagt, noch drei Tage, dann können wir nach Hause fahren. Sie haben unsere Kleider gewaschen, damit alles in Ordnung sein soll. Endlich kam der Tag und wir gingen zum Bahnhof. Wir mussten zwei Kilometer laufen, aber das hat uns nichts ausgemacht. Sie haben uns mit Musik hinausbegleitet. Die ungarischen Männer weinten, weil sie noch immer bleiben mussten. Drei Tage stand die Bahn noch. Dann ging es endlich los. Gott sei Dank, nach Hause! Wir sind in Mármaros-Insel angekommen. Dort warteten wir drei Tage lang. Von hier durften wir Briefe nach Hause schreiben. Am Abend sind wir losgefahren, am Morgen sind wir schon in Debrecen gewesen. Dort haben sie uns untersucht und hier haben wir einen Freigabe-Brief erhalten mit 20 Forint. Das habe ich verdient in Russland, in Krivajrozs während 34 Monate.

Wir fuhren weiter mit der Bahn bis Pest und von dort nach Kalocsa. Eine Nacht mussten wir warten, dann kam ein junger Mann mit einem Lastwagen, wir fuhren endlich Richtung Hajós.

Vor der großen Kneipe standen schon viele Leute, sie warteten alle auf uns. Auf einmal höre ich: „Juditle dájne Muátrr hokked tott tá hendá!” Meine Schwester und meine Mutter laufen zu mir. Endlich sind wir zu Hause! Mein Mann arbeitete damals in Miske, er kam am Abend nach Hause. Gott sei Dank, wir konnten einander umarmen! Wir leben, wir sind wieder zusammen! Das ist mit mir vom 6. Januar 1945 bis zum 28. Oktober 1947 passiert.“

Emma Schönfelder

Klasse 7 b

Die Tragödie des Ungarndeutschtums nach dem Zweiten Weltkrieg.

Meine Oma erzählte mir die eigene Geschichte von der Vertreibung ihrer Eltern und Großeltern. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam eine grausame Zeit für die Deutschstämmigen in Ungarn.

Im Jahr 1947 war meine Großmutter 19 Jahre alt, ihre Schwester 16 Jahre alt, als ein Mann zu ihnen kam und sagte: Die ganze Familie muss aus ihrem Haus raus. Sie können in ihrer Hand die wichtigsten Sachen mitnehmen. Das Erschrecken war groß und sie wussten nicht, warum? Nach drei Stunden kam der Mann zurück und hat meine Uhr Großeltern mitgenommen. Ihre Kinder mit der blinden Oma sind auf der Straße geblieben und haben sehr geweint. Die Eltern waren weg, dürften nicht ins Haus zurück, so saßen sie auf der Straße. Sie hatten nichts zu essen, trinken gehabt. Niemand hat was gesagt, wo ihre Eltern sind und warum sie wegmussten. Nach einer langen Zeit sind fremde Leute gekommen, eine Familie – sie hieß Mihalkovics – und sie zogen ins Haus ein. Auch sie mussten ihre Heimat verlassen und konnten Ungarische. Es war schon spät in der Nacht, als der Mihalkovics Franz zu ihnen kam und fragte, wo sie wohnen, und warum sie auf der Straße sitzen. Sie haben ihre Geschichte erzählt. Nach einer kurzen Zeit sagte der Mihalkovics: Wenn ihr wollt, könnt ihr im Kuhstall schlafen. Sie waren froh, weil es schon sehr kalt war und

doch ins Haus zurück durften. Sie haben von Stroh „Betten“ gemacht. Es dauerte lange, bis sie einschlafen konnten. Nächsten Tag in der Früh kam Mihalkovics zu ihnen und hat (von ihrem eigenen) Brot und Speck mitgebracht. Sie hatten schon großen Hunger gehabt. Sofort haben sie alles gegessen. Dann sagte der Mann, sie können weiter im Kuhstall bleiben, wenn sie alle Arbeit machen: Tiere füttern, Brot backen, Arbeit ums Haus herum und so weiter. Sie waren sehr froh, dass sie bleiben durften. Meine Großmutter konnte schön stricken und hat für kleine Kinder Pullover, Handschuh, Hose gestrickt. So viel Gramm Wolle, was sie verstrickt hat genau so viel Gramm Maismehl hat sie dafür bekommen. So sind sie zu dritt nicht verhungert.

Meine Urgroßeltern mussten mit den anderen Ausgesiedelten auf ein Lastauto steigen, sie fuhren bis Kalocsa, der Urgroßvater von dort mit dem Zug nach Deutschland, aber sie wussten nicht, wohin.

Meine Urgroßmutter ist in Kalocsa im heutigen Frauengefängnis geblieben, weil der Direktor sie ausgewählt hat. Sie musste die Familie des Direktors bedienen, kochen, waschen, bügeln, auf die Kinder aufpassen. Sie hat von der Asche und, von altem Schmalz Seife gekocht und kannte mehrere Heilverfahren. So ist sie in Kalocsa geblieben, und musste nicht mit dem Zug nach Deutschland. Nach Hause

durfte sie aber nicht und hat nichts von ihren Töchtern und ihrer Mutter gewusst, von ihrem Mann auch nicht. So ging es mehr als zwei Jahre.

Danach wurde einmal gesagt, sie dürfen nach Hause gehen. Was für ein Glück! Es war aber schwer zu glauben! Zu Fuß ist die Urgroßmutter von Kalocsa bis nach Hause. Im eigenen Haus wohnten fremde Leute, Fam. Mihalkovics. Sie hat sehr geweint bis sie ihre Mutter und Töchter gesehen hat. Die Freude war groß! So wohnten im Kuhstall vier Personen. Die fremde Familie hatte doch ein gutes Herz gehabt. Es ging so, bis der Urgroßvater nach Hause kam. Er war sehr schwach und fast verhungert. In dieser Zeit war schon eine Möglichkeit Kredit aufzunehmen. Sie hatten das auch getan, weil sie ihr Haus zurückkaufen möchten. Das ging aber nicht! So haben sie ein anderes Haus im Dorf gekauft. Der

Urgroßvater war Schmiedemeister, er hatte schon Arbeit. Mit viel Fleiß und Sparsamkeit ist das Leben wieder weiter gegangen. Mit der Familie Mihalkovics ist ein gutes Verhältnis geblieben.

Meine Urgroßmutter hat ihre „Vertreibungsgeschichte“ immer zu Weinachten ihren Enkelkindern erzählt. Nur zum letzten Mal hatte sie am Ende dazu noch gesagt: Jetzt bin ich so alt geworden und werde bald sterben und ich muss so sterben, das ich noch immer nicht weiß, WARUM?

(Sie starb nach Weihnachten, Anfang Februar, sie war 86 Jahre alt.)

Ich, als Urenkelin, habe ihre Geschichte darum abgeschrieben, damit die Tragödie meiner Ahnen bekannt wird!

Dóra Kübler Klasse 6

Archivfoto



Eingesandt von Eva Németh-Bittner

Miklós Fleckenstein

Almasch/Bácsalmás

(22.08.1794 – 08.02.1872)

1. Ehe: 12.01.1813
Barbara Weinmann
2. Ehe: 21.07.1842
Anna Harbeit
3. Ehe: 29.10.1844
Julianna Most
4. Ehe: 15.02.1860
Magdalena Oberkersch
5. Ehe: Katharina Freistadt

Wenn Leidwolken unser Leben verdunkeln, kann mitunter schon ein mitfühlendes Wort zum Lichtblick für uns werden.

Wo ein Mensch an einem anderen Halt findet, ist keiner hilflos den Stürmen des Lebens ausgesetzt.

So wie wir heute schaffen, wird unser Morgen beschaffen sein.

Der Kluge baut aus den Steinen, die ihm in den Weg gelegt werden, Brücken zu neuen Ufern.

/Jakob Ternay/

Gymnasium

Gedenkfeier im Zeichen der ungarndeutschen Literatur

Am 19. Januar findet anlässlich der Vertreibung der Ungarndeutschen traditionell eine Gedenkveranstaltung mit einem Festprogramm im Ungarndeutschen Bildungszentrum statt. Im diesjährigen Programm – vorgetragen von den Schülern der Klasse 10b – standen nicht die historischen Daten und Dokumente im Mittelpunkt, sondern die durch Erinnerungen und literarische Werke hervorgerufenen Emotionen. Die Schüler versuchten mit ihren Lehrern anhand geeigneter Werke der ungarndeutschen Literatur auch auf die tragischen Folgen der Vertreibung die Aufmerksamkeit zu lenken.



Robert Beckers *Ungarndeutsche Ballade* diente als Grundlage für die Gedenkstunde. Bedeutende Ereignisse in der Geschichte der Ungarndeutschen wie die Werbung der Kolonisten, die schwere Zeit nach der Ansiedlung, die lustige Weinlese als Ergebnis der fleißigen Arbeit und die Vertreibung wurden auch szenisch dargestellt. Die Bilder von berühmten Gelehrten und Künstlern deutscher Abstammung erschienen als Beweis für den bedeutenden Anteil der Deutschen am Aufbau des Landes. Durch die Auszüge aus Josef Michaelis' *Agonie* und Claus Klotz' *Das Zweiglein* konnte der politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und moralische Tiefpunkt nach der kollektiven Verurteilung gezeigt werden. Dabei wurde in Videoausschnitten aus dem preisgekrönten Abgedreht-Film *Schlaf, Kindchen, schlaf* (2014) auf eines der größten Probleme, nämlich des Sprachverlustes hingewiesen.

Als Höhepunkt des Programmes erlebten die Schüler, als einige ihrer Lehrer über ihre persönliche Familiengeschichte berichteten, unter welchen Umständen ihre Eltern und Großeltern die traurigen Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt haben und welche Auswirkungen das auf ihre Familie hatte.



Obwohl in Beckers Ballade das Lied des Sängers verstummt, endete das Programm damit noch nicht, denn durch den Titel *Steh auf, wenn du am Boden bist* (Die Toten Hosen) – vorgetragen von der Internatsband – haben die Schüler die Willens- und Schaffenskraft der Ungarndeutschen zum Ausdruck gebracht, die auch in Koloman Brenners *Inschrift* in Ansätzen zur Geltung kam. Projiziert wurden Bilder aus der Gegenwart der Ungarndeutschen, die eine vielseitige Tätigkeit erahnen lassen. Nachdem aus der Rede des Ministerpräsidenten vom 19.12.2016 zitiert worden war, in der es um die Bedeutung und Verflechtung der ungarndeutschen Kultur mit der ungarischen geht, ging das abwechslungsreiche Programm im Sinne von Valeria Kochs Klassiker *Gedenkzeilen über die Vertreibung* zu Ende: „*Nie wieder Verirren im Dschungel der Gewalt, vergebet dem Nächsten, der Unheil gestiftet, stoppt schon den kleinsten Haß und sagt rechtzeitig Halt, lebt friedlich; bei Gott wird der Feind streng gerichtet.*“



Einige LehrerInnen berichteten darüber, wie ihre Familien von der Vertreibung betroffen waren.

Geburtstag

Die kurze Zusammenfassung eines langen Lebens ohne Anspruch auf Vollständigkeit

Aus Gottes Gnade habe ich am 18. 12. 2016 mein 95. Lebensjahr vollendet!



Meine Familie hat mich sehr schön gefeiert, obwohl ich ein Leben lang nur meine Arbeit getan habe. Die Zeit ist vergangen...

Wenn ich zurückdenke, gab es schnell und langsam vergangene Perioden. Es gab solche, die ich auch heute neu erleben würde, aber es gab auch solche, die ich gerne vergessen würde und niemandem wünsche.

Ich bin in Gara in einer deutschstämmigen Familie geboren, meine Eltern beschäftigten sich mit Landwirtschaft. Seit meiner Kindheit mag ich die Arbeit und die Haustiere.

In meiner Umgebung haben alle einen deutschen Dialekt gesprochen, auch in der Grundschule lernten wir Deutsch, wenn ich was Schlimmes unternommen habe, hat mich meine Mutter auf Schwäbisch getadelt.

Gern erinnere ich mich an die Zeit, als ich das erste Mal die Geburt eines Lämmchens gesehen habe, auch an unseren klugen Hund, an Fürgenz, der immer ein Zeichen gegeben hat, wenn in dem Stall etwas Außergewöhnliches passierte. Auch die kindlichen Streiche sind in meiner Erinnerung und das, als wir unsere schönsten Pferde vor die Kutsche eingespannt haben und festlich angezogen die Verwandten in dem Nachbardsdorf besucht haben.

Viele und unterschiedliche Haustiere haben mich umgeben und ich lernte mit ihnen umzugehen. Am besten liebte ich die Pferde, die manchmal von mir extra Portion Futter bekommen haben. Meine Lieblingspferde waren Tüzes und Kicsi.

Ich kann mich daran gut erinnern, dass mein Vater stolz auf seine schönen Pferde war. Wir haben in und mit der Natur gelebt. Für die kleinen Vögel habe ich im Winter Futterhaus

gebaut. Dann folgte die Bürgerschule in Baja. Die Stadt war fremd, alles verlief auf Ungarisch und ich konnte kaum ungarisch. Ich litt an Heimweh, habe trotzdem ausgehalten, weil ich wusste, dass das Lernen mir zugunsten kommt.

Mein Vater hielt das Lernen für wichtig, so ließ er mich nach der Bürgerschule sofort in die Winter-Wirtschaftsschule in Jánoshalma einschreiben. Ich habe mit der täglichen Arbeit angefangen, habe mit großer Lust gearbeitet. Nach der Ernte bin ich gern in die Schule nach Jánoshalma gegangen.

Als junger Mann war es gut zu sehen, wie die Wirtschaft wächst, aber inzwischen hatte ich auch Zeit für Freunde und Spaß, für Tanzveranstaltungen am Wochenende. Unsere Lieblingsbeschäftigung im Winter war die Pferde-Schlitten-Fahrt. Dann kamen das Militär und der Krieg. Danach die Flucht vor den russischen Soldaten, aber auf österreichischem Gebiet wurden unsere Einheiten eingeholt.

Wir waren froh darüber, dass der Krieg zu Ende ist und dachten, dass wir unsere Gewehre abgeben und ein jeder nach Hause gehen kann.



Obwohl der Zug Richtung Baja fuhr, beunruhigte uns die russische Begleitung mit Gewehren. Der Zug hielt in Baja nicht und aussteigen konnte man auch nicht. Die Endstation war in der Ukraine in einem Gefangenschaftslager. Ab dieser Zeit hatten wir harte physische Arbeit: Ausrotten von Wäldern, Grubenarbeit, daneben Hungersnot, Läuse und Krätze. Viele Krankheiten plagten uns und das fast tägliche Treffen mit dem Tod. Nach 2,5 Jahren Grausamkeit kamen wir nach Hause: abgemagert bis zu den Knochen und der Haut, mit der Bezeichnung „Dystrophie“ – als unnützlich Wesen.

Die Nachricht über das Heimkommen erfüllte mich mit unheimlicher Freude, die aber schon auf dem Bajaer Bahnhof mit Leid verbunden war. Hier traf ich meine Verwandten, die zur Vertreibung einwaggoniert waren und hier erfuhr ich,

dass meine geliebte jüngere Schwester, Mári, zur „malenkij robot“ verschleppt wurde. Von dort kam sie nie zurück und ich weiß auch nicht, wo sie begraben ist.

In dieser Zeit gab es einen großen Wandel in unserem Leben, der Staatsapparat unserer geliebten Heimat betrachtete uns als Feinde und hat uns doppelt schuldig erklärt.



Zum einen waren wir Deutsche und wurden aufgrund der kollektiven Schuld verurteilt, zum anderen wohlhabende Bauern und deshalb als „kulák“ bezeichnet. Man hat unser ganzes Eigentum und Vermögen beschlagnahmt. Unsere Felder und Tiere wurden weggenommen, wir wurden aus unserem Haus rausgeschmissen. Demütigung, Verschleppung und Verängstigung sind uns zuteil geworden.



Ich habe keine Arbeit bekommen, wenn es doch gelang, dann war ich nach 2-3 Monaten mit der Bezeichnung „kulák“ wieder auf der Straße. Ich musste bis Dunaújváros gehen, um Arbeitsstelle und Lohn zu bekommen. Damals dachte ich, es ist mir gelungen, mich zu verstecken, jetzt weiß ich aber schon, dass auch ich dort mein „Kader-Blatt“ hatte, aber man brauchte die Arbeiter. Zu den großangelegten Bauarbeiten wurde dort um Arbeiter aus dem ganzen Land geworben. Jahrzehntlang trauten wir uns nicht schwäbisch zu sprechen und wir trauten uns nicht, über unser Schicksal zu erzählen. Der Sturm der Geschichte verwehte die Verwandten,

Bekannten, Dorfbewohner – und wir fühlten uns allein gelassen.

Im Jahre 1955 habe ich meine Frau, Rosi kennen gelernt, wir haben geheiratet und wir haben unsere zwei Kinder Anti und Marika erzogen.



Nach großen Schwierigkeiten kam ich zurück nach Baja. Die in der Kindheit erlernte stille, fleißige Arbeit sicherte den Unterhalt der Familie. Nach der Schicht in der Fabrik kam die Arbeit im Garten, um eine kleine Ergänzung des Lohnes und frisches Obst zu haben.

Wir erzogen unsere Kinder, sie haben einen Beruf erlernt. Als Rentner fand ich zwischen den Reben und Bäumen des kleinen Gartens meine Ruhe.



Mich hält am Leben, dass ich etwas tun kann. Leider überwältigt mich in den letzten Jahren oft die Müdigkeit und der Körper folgt dem Willen nicht. Aber ich habe meinen Trost in meinen Kindern und in den fünf, schon erwachsenen Enkelkindern.

Gern besuche ich die deutschen Messen. Nach den Gottesdiensten habe ich die Möglichkeit, mich mit den jüngeren Generationen in meiner Muttersprache, auf Schwäbisch zu unterhalten.

Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich auch heute noch zur Bajaer deutschen Gemeinschaft gehöre.

Anton Czuck

**Liewr Toni Vettr,
die Bajaer und Garaer Schwowe winsche Eich alles Gute, vor allem guti Gsundheit.
Nur so weitr bis zum 100sten!!**

In stiller Trauer*Wilhelm Busch (1943-2017)*

Herr Wilhelm Busch ist am 26.10.1943 in Obrovac in Südungarn geboren. Sein Vater ist heldenhaft im Krieg für sein Vaterland gefallen. Er war noch ein kleines Kind mit elf Monaten, als seine Mutter mit ihm auf einem Pferdewagen -

da die russische Armee der Front immer näher rückte - erstens nach Pécs/Fünfkirchen, nachher weiter über Wien nach Deutschland flüchtete - so wie es in grausamer Weise mit tausenden unschuldigen Donauschwaben von damals geschah.

Als ihm als junges Kind bewusst wurde, welches Leid und welche Ungerechtigkeit seine Familie sowie seine Angehörigen erlitten und heldenhaft durchgemacht haben, forschte er immer intensiver um Antworten zu erhalten - über seine sowie unsere Vergangenheit. Es war auch diese Motivation, die ihn dazu führte, zurück nach Ungarn, in die vertraute Heimat zu ziehen. Die Suche nach der Wahrheit sowie die Pflicht, die Geschichte zu bewahren hat ihn dazu bewegt mit all seinen Kräften und Möglichkeiten sein Leben

lang die damaligen Verhältnisse, das Leben der Schwaben und auch ihre Verfolgung schriftlich zu dokumentieren und so für die zukünftige Generationen zu bewahren.

Mit den Jahren wurde er ein gebildeter Mensch, er lebte in mehreren Ländern, so auch in Frankreich, er war sehr belesen und vielseitig interessiert. Es war möglich, mit ihm über alles zu sprechen und auch Verständnis zu finden.

Als Architekt leitete er geschickt und mit Erfolg seine Firma. Sein Wunsch war es, die alten, noch im Barockstil gebauten wunderschönen schwäbischen Häuser der Batschka, besonders in Tschatali/Csátalja zu bewahren. Es gab auch eine Zeit, in der er seine Angestellten nur für die Forschungsarbeit bezüglich der Kultur der Ungarndeutschen eingesetzt hatte.

Mit Herrn Wilhelm Busch ist ein Kernstück von der donauschwäbischen Kultur und der deutschen Geschichte verloren gegangen. Wir wollen ihm jetzt für all seine Mühen ein Dankeschön sagen! Er hat es wirklich sehr verdient!

Er war ein herzlicher Mensch, der auch mit seinen Mitmenschen beispielhaft zusammenleben konnte. Voriges Jahr lud er noch hier in Tschatali/Csátalja am ersten Mai ca. 120 Gäste ein um gemeinsam ein Stück donauschwäbische Lebensfreude zu teilen.

Wir verabschieden auch einen guten Vater und Großvater - seine Tochter und seine zwei Söhne, die vier Enkelkinder werden ihn nie vergessen. Er hat ihnen allen ein gutes Beispiel gegeben von Ausdauer, Familiennähe, Lebensfreude Ehrlichkeit, Wissen und Heimatliebe.

Herr Wilhelm Busch lebte mit seiner lieben Frau Feride schon seit zwölf Jahren hier in Tschatali/Csátalja. Sie waren von den meisten hiesigen Dorfbewohnern wohlbekannt und geehrt. Auch den Leuten der deutschsprachigen Messe in Baja wird Herr Wilhelm Busch in der Zukunft fehlen.

Wilhelm Busch gehörte zu den engsten Mitarbeitern der Batschkaer Spuren. Seine Beiträge „Alte Ansichtskarten aus donauschwäbischen Siedlungen“ bzw. „Ein Reveu prominenter Donauschwaben“ bereicherten stets unser Blatt.

Lieber Wilhelm, deine Artikel werden uns fehlen!!!

Gott gebe ihm die ewige Ruhe!



Aus tem Briefkaschte



Liewr Fraind Stephan,

am Wochenend hab ich im Internet k'lese, dass es alweil mehr Einbrüche im Land gibt. Tie passiere nit nar nou, wenn mr uf a längeri Zeit in Urlaub foahrt, sondern aa undr tr Woch odr am Tag, wenn mr die Wohnung vrlasst, arwede geht odr nar ins Kschäft eikaafe geht. Mr denkt jou nit draa, dass grad bei mir eibroche wart. Die meiste sin ka Einzeltäter, tes sin organisierte Banden und die Polizei kann nar angeblich jede sechste Fall kläre.

Es isch a schreckliches Erlebnis, wenn mr ham kummt un die ganzi Wohnung ufkühlt isch. Var ungefähr 15 Joahre isch tes bei uns passiert. Mir sin arwede gange und wie mr ham sin, woar s Toar und die Wohnungstür uf un in tr Stub woar alles durcheinandr. Sie hen nar Geld ksucht, weil schunscht hot nichts kfehlt. Bei uns hen sie nit viel Glick khat, weil sie nar Klageld kfunde hen. Scheinbar hen sie nit kwisst, dass tou Pädagoge wohne, die erhoffte Millione hätte sie bei andri Leit suche misse!

Ich hab nochdenkt, wie tes die aafachi Leit frieher kmacht hen. Sie hen doch ihre Geld nit in die Bank knumme. Was hen sie nou kmacht? Hen sie's im Strohsack vrsteckt odr ufm Bode odr im Kellr? Die aafachi Bauerhäusr hen sie a nit richtig zukschlosse odr wenn ja, nou hen sie tr Torschlissl vun inne ans Tor khängt. Mei Großeltre hen ten Eigangsschlissl aafach undr tr Fußabtretr k'legt. Tart hätt ihn nar ter nit k'funde, ter ihn nit k'sucht hot. Wahrscheinlich hot im Darf a jedr ten andri kennt un wenn a Fremdr kumme isch, nou isch tes schon ufkfalle.

Tie was Ängschte hen, tin halt a Kamera odr a Alarmanlage montiere losse, awr vielleicht helft a besr Hund mehr.

Na, gib nar Owacht uf tei Strohsack, nit dass'r jemand uffallt, warum er sou dick isch un nouschaat, mit was tass'r ausstoppt isch.

Es grießt dich die Fraind tr Mischke



Mai liewr Mischke,

oh, Tu armer, was net alles mit tir passiert?! Tai' Eiprechr wara sichr enttäuscht. Wenn sie pei tena Schwaawa a mehr kha Geld find'a, na khummt ta sichr a schweri Zeit... Ich war pis jetzt noch klicklich, in ten letschti 30 Jahr hen sie von uns "nar" 6 Pizigl g'stohla! Tie armi Diebe hen's halt eilig g'hat...

Frieher hen tie Schwaawa ihr Geld wirklich im Strohsack vrstecklt. Ich erinner, mai Omami hat tes aa so gmacht, awr mir hen net Stroh, mir hen Kukruzlaab im ten Strohsack gstoppt. Sie hat gsagt, ta gehn tie Fleh' net so gern nai... Mai Gott! hat tes Laab g'rapplt, awr hat gut tie Wärme g'halde. Ich will tir jetz' a Familiengeschicht vrzähle, was mai Modr ganz spät mir erzählt hat. Nach am Krieg, sain tie Leit vun dr Stadt in tie Terafr g'fahre Lewesmittl khaafe, pessr g'sagt tausche, wal s Geld hat kha Wert mehr ghat. Wer was ghat hat: Kwandsach, Bettsach, Uhra, Goldsach, oft hen sie a mit Valute' g'zahlt. So hat amal mai Otati Speck, Schunga un Schmalz vrkhaft ama Bajamr far 10 Dollar. Tes Geld is natirlich aa in ten Strohsack khumma. Pall' is awr tie kommanistische Zeit khuma, un tie Ávosok sain starik streng mit tena umg'anga, pei tena sie Valuten g'funda hen, tie hen mehr Jahr Gfängniss krigt! Na mai Familie war a ganz vrzweiflt, wuhi', mit tem Dollar? Pooda net gut, wal tie Mais' ten's fressa, im Kellr vrschimmlt'r, iwrall war etwas... Na tann hat mai Omami was ausgetippt. Sie hat allweil g'strickt etwas, meischt'ns uns Kinnr Patschr odr Swettr. Sie hat um ten Dollarschein Wolle ufg'wicklt un so war tes Geld in tem Wolle-Klingl Jahre lang vrsteckt, pis tann endlich aamal a Tante von Teitschland khumma is, un ter' hem'rs na schnell hi'kewa... Wenn ich tes heind vrzähl, alli lache nar... Un noch a lustigi Gschichta is mr eig'falle: Amal – noch for am Krieg dischkutiera zwa aldi Schwaawa: „Tu terfscht tai Geld net im Strosack ufheewa, ta hert mr, im Torf wert eifers aigeprocha un 's Geld g'stohla.“ – „Na ich heb ja trhaam kha Geld ich nemms in tie Bank, ta gibts Zinsa!“ - „Ah tes rentiert sich toch net, liewr Feld khaafa, tes khenna sie net stehla odr wegemma und tes werd a allweil teirer!“ So hen sie sich efrs unrhalda, tie Zeit is vrganga, ter Krieg war aa vorbe, un 's Geld is zu nix wara. Ter, ter so gspaart hat, hat fun ter Bank a halweder Sack voll Papiergeld krigt, awr mit tem hat mr nix mehr khena khaafa! „Na - sagt sei Khumrad - was heb' ich tir gsagt, hätscht sella Feld kaafe, wie ich!“ Na, 1-2 Jahre sain wiedr' vrkanga, un tann henn sie 's Feld fun ten Schwaawa wegknemma! Sagt ter andri: Na wer hat jetz gressri Schade? Mai Geld un tai Feld is aa weg!... awr -allerfalls- ich heb toch was Nutza g'hat, mit maim Geld heb ich 3 Monat lang mai Arsch ausputza khenna...

So is' halt 's Leewa: manichmal g'winnt mr, un manchmal vrlieert ma! Awr was soll mr heind mit tem Geld macha': in tie Bank traaga odr Feld khaafa? waas ich aa net...

Pleib ksund un muntr, sagt tr Stephanvettr



Schmunzelecke

Buchhalter Maier besucht mit seiner Sekretärin ein exklusives Restaurant. Betont weltmännisch bestellt er beim Ober: "Die Schildkrötensuppe bitte sehr heiß, die Melone hart geeist, das Steak englisch, aber nicht zu blutig. Und den Wein bringen Sie uns in Römern, selbstverständlich auf Zimmertemperatur." Der Ober verbeugt sich und zischt: "Wie möchten Sie den Zahnstocher? In Eiche, Nussbaum, Buche oder Mahagoni?"

Warum trinken Mäuse keinen Alkohol? Weil sie Angst vorm Kater haben.

Der Chef erzählt einen Witz und alle Angestellten biegen sich vor Lachen. Nur eine Sekretärin nicht. „Sagen Sie mal, haben Sie denn überhaupt keinen Sinn für Humor?“ fragt deshalb ein Kollege neben ihr. „Doch schon, aber ich habe bereits gekündigt.“



Sie: „Du bist immer anderer Meinung als ich!“
Er: „Zum Glück, sonst hätten wir ja beide Unrecht.“

Der Chef zum verspäteten Mitarbeiter: „Sie kommen diese Woche schon zum vierten Mal zu spät. Was schließen sie daraus?“ „Es ist Donnerstag!“



„Warum nennst du deine blonde Sekretärin ‚Mein großer, weißer Vogel‘?“
„Wenn ich sie ‚Du dumme Gans‘ nenne, geht sie zur Gewerkschaft!“

Der Bewerber um den neuen Job sagt zaghaft zum Personalchef: „Eines muss ich Ihnen allerdings noch gestehen – ich bin ein bisschen abergläubisch.“ „Das macht nichts“, meint der Chef, „dann zahlen wir Ihnen eben kein dreizehntes Monatsgehalt.“



Chef: „Müller, Sie sind das beste Pferd im Stall.“
Angestellter erfreut: „Wirklich?“
Chef: „Ja, sie machen den meisten Mist.“

„Maier, warum kommen Sie erst jetzt zur Arbeit?“
„Weil Sie gestern gesagt haben, ich soll meine Zeitung gefälligst zu Hause lesen.“



Warum gibt es so wenig Frauenfußball.
Ganz einfach: Frauen zu finden, die freiwillig das gleiche Kostüm anziehen, ist schwierig.



Fragt der Besucher den Abteilungsleiter:
„Wie viel Menschen arbeiten hier eigentlich?“
„Hm, ich schätze so etwa die Hälfte!“



"Was sind Sie von Beruf?"
"Zauberkünstler."
"Zauberkünstler?"
"Ja, ich zersäge Mädchen."
"Haben Sie auch Geschwister?"
"Ja, zwei Halbschwestern."

Fragt die Ehefrau ihren Gatten: "Was magst du mehr, meinen wunderschönen Körper oder meine überragende Intelligenz?"
Er, nach kurzer Überlegung: "Eher deinen Sinn für Humor."

Lösung des Rätsels auf Seite 33: FASCHINGSNARREN

**Spenderliste**

Da alle unsere Leser unsere Zeitschrift kostenlos bekommen, sind wir auch auf Ihre Spende angewiesen!

Die Postgebühren können wir leider nicht übernehmen. Bitte überweisen Sie den Jahresbetrag, wenn Sie die Zeitschrift per Post bekommen: In Ungarn: 1000 Ft; nach Deutschland: 30 Euro

Unsere Kontonummer: OTP 11732033-20003067 **Bácskai Németekért Közalapítvány**

International: IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Seit Januar 2017 sind von folgenden Lesern Spenden eingegangen:

Antón Czúck – Baje Endre Manz – Baje Josef Náday – Gara Hargitai Andrásné – Baje Feride Busch – Tschatali Stefan Zick – Baje Stefan Hefner – Baje Josef Schauer – Nadwar Peter Stelczer – Bp. Stefan u. Rosina Huber Maria Drüzler – Budapest János Litzinger – Baje Fam. Bahmer	Fam. Rutterschmidt – Baje Sziegl Ferencné – Hajosch Frau Rosalia Schopper geb. Berki – Waschkut Frau Maria Leitner geb. Faldum – Waschkut Frau Elisabeth Berta geb. Tresz – Waschkut Frau Rosina Hammer geb. Müller – Waschkut Frau Maria Hellenbarth geb. Müller – Waschkut Georg Krix – Wudersch/Waschkut Elisabeth und Stephan Kübler – Hajosch Frau Júszina Kovács-Rázkopf – Baje Frau Mónika Angeli-Fekter – Baje Bohner György und Bohner Györgyné Paul Umenhoffer – Hajosch/Hajós	Matthias Muth – Baje/Deutschland Kris Walker – Baje/Deutschland Georg Fischer – Baje/Deutschland Frau Elisabeth Knödler– Backnang/Dl. Deutsche Selbstverwaltung Csikéria Haus des Deutschen Ostens – München Institut für Dunauschwäbische Geschichte und Landeskunde – Tübingen Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitates Bács-Kiskun Deutsche Selbstverwaltung Baja Ungarndeutsches Bildungszentrum Baja
--	--	--



Herzlichen Dank für die wertvolle Förderung!

NEMZ-KUL-17-0256

**Impressum**

„Batschkaer Spuren“

erscheint viermal im Jahr.

Redakteur: **Alfred Manz**

AutorInnen und MitarbeiterInnen der Nummer 46:

Brigitta Bach-Nyiraty, Kaspar Bahmer, Béla Bayer, Wilhelm Busch †, Anton Czuck, Josef Emmert, Konrad Gerescher †, Róbert Ginál, Hans Glasenhardt, Anton Homann, Eva Huber, Dr. Monika Jäger-Manz, Andrea Knoll-Bakonyi, Ildikó Kiss, Elsa Koch, Noémi Komáromi-Bolvári, Dóra Kübler, Ingrid Manz, Zsanett Melcher, Ralph Menz, Josef Michaelis, Rita Munding, Matthias Muth, Éva Németh-Bittner, Stefan Raile, Terézia Ruff, Emma Schönfelder, Hermann Silgmann, Stephan Striegl, Terézia Szauter, István Varga.

ISSN 1787-6419

Anschrift: 6500 Baja Duna u. 33

Tel. aus Ungarn 06/79/520 936

Tel. aus Deutschland 0036/79/520 936

E-Mail: alfredmanz@gmail.com

Herausgeber: Gemeinnützige Stiftung für die Ungarndeutschen in der Batschka

Unterstützung:

Deutsche Selbstverwaltung Baja

Ungarndeutsches Bildungszentrum

Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitates Bács-Kiskun

Druck: Apolló Média Digitális Gyorsnyomda

Baja, Kossuth L. u. 11 Tel.:+36(70)340-4824,

www.apollomedia.hu

Für Spenden sind wir jederzeit sehr dankbar!

Kontonummer:

OTP 11732033-20003067

IBAN HU80 117320332000306700000000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Bácskai Németekért Közalapítvány

Namentlich gezeichnete Beiträge verantworten die Verfasser.

Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen und stilistische Änderungen vor.

Wir empfehlen

Deutschsprachiger katholischer Gottesdienst:

Um 10 Uhr 30 am 1. und 3. Sonntag des Monats in der Innerstädtischen Kirche in Baja

Ungarndeutsche Medien:

Neue Zeitung – Wochenblatt der Ungarndeutschen

www.neue-zeitung.hu

Unser Bildschirm – Deutschsprachige Fernsehsendung dienstags 07:50 im Duna TV; Wiederholung: dienstags zwischen 17-18 Uhr im Duna World.

Radio Fünfkirchen – Deutschsprachige Radiosendung, täglich zwischen 10.00-12.00 Empfang: MW/AM 873 Khz www.zentrum.hu – Informationen über die Ungarndeutschen

Liebe LeserInnen,

falls Sie irgendwelche Ideen zur Gestaltung unserer Zeitschrift haben oder gerne etwas veröffentlichen möchten (Wünsche, Mitteilungen usw.) rufen Sie uns an, schicken Sie eine E-Mail oder einen Brief.

Wenn Sie noch keine Zeitschrift bekommen haben, können Sie sich eine kostenlos in der **Bibliothek des Ungarndeutschen Bildungszentrums bei Endre Öry bzw. Josef Emmert oder bei Eva Huber** besorgen oder auf Wunsch schicken wir sie Ihnen per Post zu, in diesem Falle müssen die Postgebühren von Ihnen übernommen werden.

Spuren suchen,

Spuren hinterlassen!!!

Die geplante Erscheinung unserer nächsten Nummer:

Juni 2017

Herzlich willkommen in unserem Kreise!!!



**Ida Hefner ist am 21.12.2016 (4000 g; 55 cm) geboren.
Die besten Wünsche gehen an die Eltern Eva und Robert Hefner sowie an die
Großeltern Margó und Stefan Hefner.**



Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschka



Episoden aus dem menschlichen Leben – Taufe und Begräbnis



Gemälde von Paul Umenhoffer

